Biographie

des

Doktors M. A. Weikard

von Ihm ſelber herausgegeben.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai, 1784.

Vorrede.

Schon lange hat man es den Gelehrten vorgeworfen, daß ſie am liebſten von ſich ſelber ſchrieben. Ich werde hier keine Ausnahme in der Regel machen, und habe deswegen den Entſchluß gefaſſet, dem Publikum meine eigene Biographie zu

liefern, "eine Geſchichte die freilich für den groſsen Haufen das gleichgültigſte und unbedeutendſte Ding auf Gottes Boden iſt, und die nur das einzige Gute hat, daſs kein Menſch, der nicht offenbar Luſt dazu hat, ſie zu leſen oder zu glauben verbunden iſt.

Sarsco Selo
den 28ſten May.
8ten Junius.

Der Verfaſſer.

Meine

Meine Geſchichte.

Wohlherkömmlich wäre es gegen alle Etiquette einer Biographie gefehlet, wenn man nicht zum Voraus was von Vater und Mutter erzählen wollte, ehe man die Geſchichte des Sohnes möchte paradiren laſſen.

Jedermann will doch einmal gerne ſeinen Vater zu nennen wiſſen. Auch iſt es ein allgemeiner Wahn, daß der Sohn immer etwas vom Vater erbe. Er iſt ſtolz darauf, wenn er glaubt, daß dieſe Erbſchaft was rühmliches ſey. — Lieber Gott! dünkt ſich doch ſo mancher armer Schlucker auf einem Dorfe oder gar an einem Fürſtenhofe, ſo außerordentliche Dinge, wenn ungefehr ſein Ur- Ur- Ur- Großvater ein braver

Kerl geweſen iſt, glaubt nun gar nicht mehr, daß andere Erdenſöhne ſeines Gleichens ſind, wenn er ſchon durch natürliche Abartung oder Inokulirung falſcher Keimen auf der Stufenleiter der Menſchengeſchöpfe ganz an die unterſten Sproſſen gekommen iſt. Wie muß es noch den würdigen Mann, den Mann von Verdienſt kränken, wenn er etwa in die Nothwendigkeit geſetzet iſt, vor einer ſolchen Exzellenz zu kriechen, oder ſich die gnädigen Caprizen oder Ungeſchliffenheiten unterthäniaſt gefallen zu laſſen. In einem neuen Plane zu einer beſſern Welt dürfte ſehr vieles von der alten ausgeſtrichen werden.

Von meinem Vater erzähle ich nichts Wunderbares, keine Heldenthaten. Ich erzähle nichts, als daß er ein ehrlicher Mann war, der uns in unſerer Kindheit täglich Proben ſeiner Rechtſchaffenheit, Proben ehrlicher Handlungen gegen ſeinen Nebenmenſchen gegeben hat. Er gab jedem das Seinige, ſchüzte, ſo viel er konnte, die Bedrängten, half den Dürftigen. Alles dies that er mit einer beſcheidenen Gelaſſenheit, als wenn er gar nichts, oder nur ſeine Schuldigkeit gethan hätte.

Es muß aber doch auch etwas von seiner Privatgeschichte erzählet seyn. Ich sage also hiermit öffentlich, daß er war seines Vaters einziger Sohn; war geboren in dem Dörfchen Römershag, nahe bey Brückenau, eine Stunde ober dem so niedlichen, unter Fürst Heinrich empor gekommenen Kurorte. Sein Vater starb frühzeitig; seine Mutter heirathete wieder, starb nachher. Er ward als Kind von seinem Großvater, und nach dessen Tode unter Aufsicht seiner Verwandten und Vormünder erzogen. Er studierte bis in die fünfte Classe in Fuld, war einer der besten in der Classe, wovon doch damal jede über hundert Studierende enthielt. Er hatte Luſt Kaufmannschaft zu lernen, natürlicherweise bloß aus dem Grunde, weil er nicht Luſt hatte ein Mönch zu werden. Vor Zeiten war es überhaupt so bey Katolicken. Wenn ein Student Fähigkeit hatte und was lernete, so ward er zu einem Mönch bestimmt. Aus der mittelmäßigen oder geringeren Gattung wurden die Weltpriester genommen. Einige Söhne von vornehmeren Aeltern, und dann die übrigen, denen es ganz am Kopfe oder etwa am Körper fehlete, studierten Jura und wurden die Staats-

männer. Wenigſtens war es ſchon ein Zeichen eines gar ſchlechten Chriſtens, wenn der Schüler das Herz hatte, zu ſagen, daß er nicht Luſt zum geiſtlichen Stande hätte. Ich ſage, ſo war es meiſtens, und ſo wurde der Beruf der meiſten Studierenden gemacht. Zuweilen fand auch hier eine Ausnahme Plaz: und ſeit zwanzig Jahren haben ſich die Geſinnungen der Menſchen gar mächtig geändert.

Ich muß die Geſchichte meines Vaters nun kurz zuſammennehmen und endigen, um nicht ſogleich beym Anfange meiner Geſchichte Langeweile zu machen. Ich hätte ja überhaupt von ihm nichts zu ſagen nöthig gehabt, als daß er mein Vater war. Kurz, er kam in Abſicht auf Kaufmannſchaft nach Wirzburg, mochte hierbey keinen Wohlgefallen finden, wollte wieder ſtudieren, und ward durch einen verwandten Mönchen nach Limburg an der Lahne in die fünfte Claſſe gebracht. So viel Claſſen hatte damals jedes Gymnaſium. Hierauf kam er zur Logick nach Coblenz. Nun wurde er zum Soldaten beſtimmt. Man verſchaffete ihm die Zuſage einer Fahne im kaiſerlichen Dienſte. Eine alte Verwands

wandtinn brachte ihr von dieſem Vorhaben ab, gab ihm mit Diſpenſation ihre Tochter, da er achtzehn Jahre und die Braut vierzehn hatte. Dieſe ſtarb nach einem Jahre im Kindbette, worauf er meine ſelige Mutter Sabina Kluberdanzinn, eines Amtskellers im Wirzburgiſchen Tochter, eine ſchöne, geſunde, ſtarke, fromme und fleiſige Hausfrau, zur Ehe nahm, und ſich ſogleich an das Geſchäft machte, mich zur Welt zu bringen.

Mein Vater iſt klein, aber muskulös und kräftig, war in der Jugend flüchtig, hitzig, im Alter zur Hypochondrie und Gliederkrankheit geneigt.

Alles was Weikard heißt, und von meiner Verwandſchaft iſt, hat Muskelkraft, iſt hitzig, jähzornig, gutherzig, verliebt, eigenſinnig, gerecht. Eigenſchaften, die ſchon für manchen unter ihnen ſehr ſchlimme Folgen gehabt haben.

Ueberhaupt finde ich keine Gemütseigenſchaften, die für Menſchen, welche da auf der Welt ihr Glück machen wollen, nachtheiliger und

gefährlicher wären, als eben diese. Ist man hitzig, jähzornig, so kann man leicht Ausfälle wagen, einen Beleidiger prügeln, und dafür wieder geprügelt oder gestrafet werden. Der Gutherzige theilet gerne mit, ist freigebig, kömmt also selten zu Schätzen; er ist offenherzig, wovon andere so leicht Misbrauch zu machen pflegen; er trauet anderen, glaubet ihnen, und wird einmal um das andere betrogen, oder zum Narren gehabt. Kein Mensch taugt weniger für die Welt, als eben der Gutherzige. Eigensinn ist eine böse Sache. Sind da doch tausend andere Narren in der Welt, die verlangen, daß wir uns schlechterdings nach ihnen richten, daß wir vor ihnen wie demütige Würmchen herum kriechen sollen. Wie kann hier ein Eigensinniger sich Hofnung machen, mit Glücke durchzukommen. Gerechtseyn ist wohl nicht eine so günstige Eigenschaft, als es beym ersten Anblicke scheinen mag. Ein Gerechter wird die Sache des Geringeren betrachten, wie jene des Grossen, und schon hierdurch in unendliche schlimme Händel gerathen. Er wird nicht annehmen, was ihm nicht gehört, wird manchmal lieber das seinige zu seinem gröſten Nachtheile fahren lassen,

wenn

wenn man ihm nur den geringſten Anſtrich von Ungerechtigkeit aufbürden will. Wirklich iſt von meiner Verwandtſchaft einer auf dieſe Art ziemlich um ſein Vermögen gekommen. Verliebt — o was noch das ärgſte iſt! Verliebt in einem Lande der Cöliben! Gott bewahre! was könnte erſt noch da draus werden, wenn einen Verliebten endlich gar der Teufel plagte, daß er bey einem heftigen Anfalle auf die unſeligſte Entſchlieſſung fiel, auſſer dem ihm vom geweihten Prieſter durch das heilige Sakrament der Ehe angewieſenen Diſtrictchen ſonſt noch irgend wohin ein Bäumchen zu pflanzen? Ich will nichts ſagen, von dem vielen phyſiſchen Unheile, welches alles uns hienieden zur Strafe für die Liebe zu Theile wird. Wirklich habe ich mich auch wider dieſen Familienfehler nach Leibeskräften geſträubet. Immer reüſſiret man freilich nicht.

Bey allem dem haben wir alle, ich, meine Brüder, meine Verwandte, was beſonderes von einer gewiſſen Schüchternheit, oder was Leutſcheues, obwohl es im Grunde keinem an wahrer Herzhaftigkeit fehlet. Freilich mag bey uns die Baaſenerziehung viel beygetragen haben.

Aber

Aber warum ſind es auch die anderen? Ich denke immer, wir waren nicht leichtſinnig und eitel wie die Franzoſen, nicht ſo ſtolz wie der Engländer, nicht ſo gleichgültig und unempfindlich, als der rohe gemeine Deutſche, und nicht ſo von uns eingenommen, als der Vornehme Aufgeblaſene. Oder Gott weis, worinn der Grund dieſes Leutſcheuen beſtand. Furcht war es nicht. Ich hätte mich ſelber manchmal lieber mit jenem geprügelt, der mich embarraſſirte, als daß ich mich mit gehöriger Gelaſſenheit und Zuverſicht auf mich ſelber hätte präſentiren können. Da haben wir es nun auf einmal. Wirklich war Mangel an gewiſſer Zuverſicht auf ſich ſelbſt die meiſte Urſache davon, und dann Mangel an einer gewiſſen geſellſchaftlichen Effronterie. Alle haben eine ganz eigene Modeſtie. Bey mir wirkte auſſer dem noch eine ganz andere Urſache. Ich hatte ein gutes aber kurzes Geſicht, gieng immer geſchwind, und trat alſo auch zu geſchwind in die Thüre hinein. Wenn ich nun da auf einmal in einer gewiſſen Undeutlichkeit Leute erblickte, ſo war ich mit meinem Komplimente in äuſſerſter Verlegenheit, ich wuſte in der Geſchwindigkeit nicht, wo ich mich hinwenden ſollte, und beſorgte

immer

immer einen Fehltritt zu machen. Wirklich war es mir mehr als einmal begegnet, daß ich die Cammerjungfer oder was Aehnliches für die Dame begrüſſet hatte. Erſt ſpät entdeckte ich einem vornehmen und einſichtigen Freunde dieſe Quelle meiner Verlegenheit. Er rieth mir, ganz langſam ins Zimmer zu treten, langſam erſt der ganzen Geſellſchaft mein Kompliment zu machen, auszuruhen, und dann mich nach der Hausfrau umzuſehen, oder mich hinführen zu laſſen. Langſamer Gang, langſame Sprache, langſame Handlungen — das waren nun freilich keine natürlichen Dinge bey mir: es war Zwang. Aber was thut man nicht, um ſich bey der Welt mit Anſtand zu produziren, oder wenigſtens für einen Menſchen, der Lebensart hat, paſſiren zu können. Ich fand wirklich, daß dieſes mir angerathene Mittel eines der beſten war. Man weis es, daß man ohnehin halb blind iſt, wenn man von der Helle geſchwind in ein Zimmer kömmt. Auf dieſe Art hatte meine durch das Tageslicht verengerte Pupille Zeit, ſich zuvor zu erweitern, und nöthiges Licht an einem dunkleren Orte aufzunehmen: ich hatte Zeit mich umzuſehen, zu beſinnen; mein Gemüth hatte

Zeit,

Zeit, alles mit Ordnung und Ueberlegung zu thun.

Mich dünkt, ich könne es sehr wahrscheinlich probieren, daß ich ein ächter Weikard sey. Meine Mutter war eine in Frömmigkeit auferzogene Tochter frommer Aeltern. Sie kam an einen geringen Ort, nach Römershag, wo sie vorher nie gewesen war, und also keine Bekanntschaft hatte. Sie kam innerhalb einem Jahre ins Kindbett, wo ich der erstgeborne war. Mein Vater war ein junger frischer Mann, der gewiß die Liebe und Treue seiner Frau ein viertel Jahr lang wird zu erhalten gewust haben. Ohnehin war sie fromm, tugendhaft, arbeitsam, gegen die Armen wohlthätig. Sonst war sie gesund, stark, starb an den Folgen einer hitzigen Krankheit, oder etwa gar an der Kunst eines jungen Doktors, da ich ungefehr im zwölften Jahre meines Alters war.

Im Jahre 1742 den 28ten April wurde ich zur Welt geboren. Ich war ein gesunder schöner Jung, wie mir die Leute sagen, bekam gu-

ten Wuchs, war munter, und natürlicher Weiſe der Liebling meiner Mutter. Mein Vater wuſte damals noch etwas von dem, was er gelernet hatte, und übte mich zeitlich zur lateiniſchen Sprache. Ich erinnere mich noch, daß ich als Kind den Fehler hatte, der mir bis daher immer blieb, ich war zu gut, zu freygebig, wovon dann meiſtens meine Kammeraden ganz wohl zu profitiren wuſten. Ich mochte nun etwa acht Jahre haben, da eine Veränderung mit meinem Körper vorgieng, die gewiß auf mein künftiges Leben, auf die Beſtimmung meines Standes, und auf die Stellung meines Gemüthes den gröſten Einfluß gehabt hat. Gewiß wäre ich nie Arzt geworden, gewiß wäre ich bey Mädchen und Jungen weniger verzagt geweſen, wenn ſich dieſer Vorfall nicht ereignet hätte. Ein älterer und ſtärkerer Jung ſtieß mich mit dem Knie in den Rücken, verrenkte mir den Rückgrat. Ich fiel zu Boden, muſte kriechen. Zimmerleute, die zugegen waren, legten mich auf den Bauch, dehnten mich aus, daß es im Rücken krachte. So hatten ſie mir die Wirbelbeine wieder eingerichtet. Ich blieb ruhig auf dem Bette liegen, und war am andern Tage wieder friſch und geſund.

ſund. Acht Tage nachher ſprang ich von einem Tiſche auf den Stubenboden, und blieb liegen. Mein Rückgrat war wieder aus dem Gelenke. Mein Vater war allein nebſt einigen Kindern zugegen; er hob mich in die Höhe, konnte aber die verrenkten Knochen nicht wieder an Ort und Stelle bringen. Nun gieng das Elend an. Da wurden gelernte und ungelernte Stümper von allen Seiten her zu Rathe gezogen, wo denn immer einer mehr als der andere meinen verdorbenen Körper mishandelt hat. Kurz, ich bin auf allerley Weiſe ſo gedrückt, gedehnt, gepreſſet, gemartert worden, daß ich es noch nicht begreifen kann, warum man mich nicht dahin gebracht hat, daß ich weder hätte ſtehen noch gehen können. Die hauptſächlichſten Manöver dieſer armſeligen Menſchen giengen ſchnurſtracks dahin.

Dieſer Vorfall, der in den erſten Jahren mit Schmerzen verknüpfet war, hinderte mich freilich in meinem Lernen, und hielt mich zwey Jahre zurück, wo man mich geradehin gehen ließ. Mein Vater wuſte nicht, was er mit mir anfangen ſollte. Da kamen wohl manchmal bey müſſigen Stunden allerley Projekten vor. Meine Mutter beſaß

Ge-

Geſchicklichkeit im Nähen, Stikken u. d. g. Ich gab mich alſo einsweilen mit derley weiblichen Arbeiten ab. Endlich ward der Entſchluß gefaſſet, daß ich dennoch ſtudieren ſollte. Mein Vater that mich zu einem alten unthätigen Schullehrer in das nahe Städtchen Brückenau. Er kaufte mir eine Geige, und ich nahm Lektion bey einem Maurer im Dorfe. Ich lernte auch nachher Clavierſpielen bey einem Studenten in Hammelburg, der ſelber nichts konnte. Ich mußte auch einige Arien zu Brückenau in der Kirche ſingen, ohne die geringſte Anleitung zur Singkunſt zu haben. Bey ſolchen Lehrmeiſtern konnte ich freilich Trotz meiner natürlichen Anlage zur Muſik und meines muſikaliſchen Gehörs niemals was ordentliches in der Muſik lernen.

Von Brückenau kam ich nach Hammelburg auf das Gymnaſium, und wußte leider gar nichts. Ich kannte nicht einmal die nöthigſten und gewöhnlichſten Schulbücher. Ich ward der Vorlezte in der Schule, als wir das erſtemal komponiret hatten. Der Ultimus war mein Cammerad aus Brückenau. Nun hatte ich freilich in Hammelburg auf einige Art mehr Gele-

genheit etwas zu lernen. Außer dem, daß ich mehr in der Schule hörte, hatte ich einen Präceptor, der ſehr eifrig war. Ich ſelber aber hatte Eifer und Fähigkeit. Ich ſchwang mich alſo unter einem geringen Haufen, der nur aus dreyzehn beſtand, bald empor. Bey der zweyten Kompoſition wurde ich der zweyte in der Claſſe, bey der dritten der erſte, der ich auch die fünf Claſſen durch geblieben bin. Alle vierzehn Tage war Compoſitio pro loco, wie ſie es hieſſen. Aber mein guter Mitgeſell blieb auch durch alle Claſſen ſeinem das erſtemal erwiſchten Orte getreu.

Auf dem Gymnaſium zu Hammelburg lehren Franziskaner. Ihrer drey verſehen die fünf Claſſen. Welche Lehrart! Von der deutſchen Sprache oder Rechtſchreibung wußte man gar nichts. Vom Lateiniſchen hatte man nie wahren Geſchmack. Das Herz wurde mit Intoleranz und Aberglauben gefüllet, der Kopf mit Dummheit. Es iſt aber damals auf allen katholiſchen Gymnaſien nicht viel beſſer geweſen. Meine Lehrer waren gute Leute, waren aber in den Jeſuitenſchulen eben nicht beſſer erzogen worden.

Ham-

Hammelburg iſt ein artiges Landſtädtchen an der Saale, an Franken gelegen. Es iſt dort fruchtbare Gegend an Wieſen und Feldern. Es iſt viel Weinbau da, welches freilich ein leichter Wein iſt. Die Einwohner ſind außerordentlich arbeitſam, haushältiſch, auch wohlhabend. Die Franziskaner haben dort den größten Einfluß auf Gewiſſen und Hausweſen. Eben dieſer Ort hatte auch auf meinen moraliſchen Charakter großen Einfluß gehabt. Ich kam zu einer alten Muhme; ſie war Franziskanerinn vom dritten Orden, eine Beate von ächtem Schrot und Korne. Andächteley iſt dort überhaupt der herrſchende Ton. Beſonders gehört es zur Etiquette der Bethſchweſterey, am lezten aus der Kirche zu gehen, wenigſtens nicht alsbald nach geendigtem Gottesdienſte; wöchentlich zwey oder dreymal zu beichten (mit dem Franziskaner im Beichtſtuhl zu converſiren) und zu communiziren, durchaus es fleiſſig mit Franziskanern zu halten. Meine Muhme hatte immer Beſuche von dieſen Herren, beſonders da ſie noch guten Wein, den mein Vater dort im Keller hatte, aufzuſetzen hatte. Sie war eine geheime Vertrautinn von einigen, im Ganzen ſo ziemlich von den Kloſtergeheimnißen

inizirt. Wenn nun ſo eine vertraute Geiſtlichkeit zu ihr kam, ſo gieng das Liſpeln an. Ich und einige meiner Geſchwiſter waren bey ihr. Wir mußten ins Nebenzimmer. Da ich nun auch ſonſt wenig oder faſt gar nicht aus dem Hauſe kam, ſo war noch dieſes eine Haupturſache, mir etwas Leutſcheues oder Schüchternes anzugewöhnen, womit ich, wie ich ſchon erinnert habe, noch ſpät zu thun hatte. Eben auch damal mag ich mir ſchon die Liebe zur Einſamkeit angewöhnet haben. Wenn ich auch bey meinem künftigen Leben ſchon in angenehmen Geſellſchaften luſtigen Humors war, und man mich deswegen meiſtens gerne hatte: ſo war mir doch immer meine ganze Lebenszeit der Aufenthalt in einer ſtillen einſamen Stube der angenehmſte. Ich hatte meiſtens allda die wenigſte Langeweile.

Bey meinem Aufenthalt in Hammelburg las ich oft in den geiſtlichen Büchern meiner Muhme. Endlich wurde ich ganz zur Andacht erhitzet. Ich bethete oft mit heiliger Wolluſt ſo recht aus Leibeskräften. Es war mir gründlicher Ernſt, ein rechtſchaffener Heiliger zu werden, und Wunder zu wirken. Ich beichtete meiſtens

meistens dreymal in der Woche, trug Zilizien von Haar und Drath, verrichtete sonst allerley Bußwerke, that oft meinem Körper soviel Plage an, als ich nur konnte. Manchmal war ich ganz unruhig aus Eifer und Sehnsucht, den Leuten zu predigen, und den übrigen Adamssöhnen recht nachdrücklich sagen zu dürfen, daß sie beynahe alle verdammet wären.

Mehr als einmal war ich der größte Büssende den es geben kann. Ich weinete, rasete, übte alle mögliche Bußwerke, und war fast in Verzweiflung, besonders da ich aus der Lektür eines geistlichen Buches geschloßen hatte, ich hätte meine Unschuld verloren. Wirklich wußte ich gar nicht, was Verlust von Unschuld war. In solcher Unruhe war ich besonders, als ich in der dritten Classe war, etwa gegen das dreyzehnte Jahr meines Alters. Ich litte noch einen ähnlichen Anfall zu Wirzburg, als ich Logick studierte, wo wir Studierenden unter den Jesuiten zur Fastenzeit geistliche Exerzizien machen mußten. Ich legte beyde Male Generalbeichten ab, und hätte vor Reue sterben mögen. Vielleicht kam es noch daher, daß ich auch in spä-

ren Jahren bey Erinnerung eines geringen Fehltrittes oder einer Unbesonnenheit, sogleich eine ängstige Beklemmung auf der Brust empfand. Vielleicht rührte daher viel von meiner Empfindsamkeit, Reizbarkeit.

Die Ursache, warum ich beynahe fünf bis sechs Jahre hindurch und länger, jährlich einigemal so sehr in Reue und Buße fiel, war ungefehr folgende: Ich war ein gesunder, sanguinischer Jüngling, hatte auch nie Mangel an guter Nahrung und Weingetränke. Ich konnte es also alles Bethens und Widerstehens ungeachtet unmöglich hindern, sehr oft Regungen der Natur zu fühlen. Ich glaubte einmal, und ward besonders durch verkehrte Lektür geistlicher und theologischer Bücher gänzlich darinnen bestärket, daß dieses lauter Todsünden wären. Und was das schlimmste war, so erinnerte ich mich solcher Sünden, so lang ich mich meines Lebens erinnerte. Hieraus konnte ich nun allerdings nichts anderes schliessen, als daß ich ganz zur Hölle müsse geboren seyn. Ich suchte freilich auf allen Seiten Rettungsmittel. Ich sammelte allenthalben jene gute und bewehrte Gebethchen, welche

che gut wider Teufel und Hölle waren. Ich war in verſchiedenen Brüderſchaften einverleibt, trug allerley Skapulire und Gurteln am Leibe, bethete überhaupt ſoviel und ſo brünſtig, daß ich noch meine Lebenszeit daran zu haben glaube. Ich muß hier noch anmerken, daß eine ſo feurige Andacht auch wirklich eine Art von Wolluſt gewähret. Man rechne noch hierzu ein bischen Stolz und Eigenliebe, die ſich doch immer mit unter ſo heilige Andachtsübungen miſchet, wobey man ſich Gott gefälliger dünkt, als andere Adamskinder. Es iſt daher ſehr natürlich, daß Weiber in gewiſſen Jahren ſich dieſer Gattung von Seelenluſt widmen, wenn Reiz, Anlage und Gelegenheit zur ſinnlichen Wolluſt ſie verlaſſen haben. Außerdem iſt die Andächteley auch ein Mittel wider Langeweile, welche thätigen und empfindſamen Seelen ohnehin unausſtehlich iſt. Madame de Sevigné ſchreibt an ihre Tochter: Au reſte, ma fille, une de mes grandes envies, ce ſeroit d'être devote; je ne ſuis ni à Dieu ni au Diable: cet état m'ennuie, quoiqu' entre nous je le trouve le plus naturel du monde. Richtig, eine empfindſame Dame muß wiſſen mit wem ſie's zu thun hat.

Ich habe schon irgendwo erzählet, welche unheilige Wirkung einstens ein sehr feuriges Gebethchen im Traume an meinem Körper veranlasset hat. Ich erinnere mich auch noch ganz deutlich, welche Wonne vielmal in meiner Seele war, wenn ich so aus Herzensgrunde andächtig gewesen war. Freilich war es dabey eine schlimme Sache, daß ich zuweilen zu tief in Buß und Reue sank, wobey ich mich mit Furcht und Aengsten quälte. Doch diente auch diese betrübte Lage meiner Seele dazu, die geistliche Andachtswollust hernach zu erhöhen; ungefehr so wie ein Zwist unter Liebenden das Feuer ihrer Liebe hernach desto stärker anfachet. Allein diese Scene meines Lebens fieng nun an, sich nach und nach abzuändern. Ich kam im Jahre 1758 nach Wirzburg zur Philosophie. Unser Lehrer war ein einfältiger ehrlicher Mann, seine Philosophie altmodisch, oder die albernste, wie sie damals die Jesuiten lehreten. Ich hörte dort in zweyen Jahren, wie gewöhnlich auf katolischen Universitäten, Logik, Physick, Metaphysick. Es war ein besonderer Lehrer für Experimentalphysick. Dies war zu jener Zeit bey Jesuiten was neues; sie fiengen dieses Studium erst an, nachdem sie lang dawider

wider gezanket und andere ehrliche Männer verketzert hatten. Auch war ein Lehrer für die Mathematik. Er hatte mehr Wiſſenſchaft als Vortrag und Menſchenverſtand. Sobald er auf die Katheder trat, giengen faſt alle aus der Schule.

In Wirzburg kam ein Vetter zu mir, der ſchon einige deutſche Schriften geleſen hatte, ſonſt aber juſt keiner der Fleißigen war. Dieſer war meiſtens Schuld, daß ich meine peripatetiſche Philoſophie eben nicht mit beſonderem Eifer ſtudierte. Ich fühlte wirklich manchmal einigen Eckel an jenen unnützen Poſſen. Ich ſtudierte doch immer ſo viel, daß ich unter die Abtheilung der beſſeren Studenten gerechnet wurde. Mein Vetter gab mir Wochenſchriften, Gedichte und andere deutſche Bücher zu leſen. Ich laſe ſie mit Wolluſt, wiewohl ohne allen Geſchmack. Neukirch und ähnliche Schriftſteller waren vorzüglich meine Helden. Ein Mann, der nur etwas von deutſcher Literatur verſtand, war damals in Wirzburg eine Seltenheit, und wurde etwa gar unter die Claſſe der Ketzer gezählet. Durch Leſung deutſcher Bücher bemerkte ich endlich einigen Unterſchied in der Rechtſchreibung und Sprachkunſt, wenigſtens etwas, ſo von meiner kato-

lischen Schreibart ganz verschieden war, und mir besser gefiel. Ich machte mir nach und nach selber einige Regeln aus solcher Lektür, und fieng an, mich darnach zu formen. Ich hatte oft rechten Eifer für Sprachverfeinerung und schöne Wissenschaften, aber leider gar keine Anweisung. Von deutscher Grammatick und Orthographie hatte ich, so lang ich studieret habe, nichts gehört, nichts gesehen.

Unglücklicher Weise fieng bey allem dem mein Andachtseifer an, etwas lau zu werden, wiewohl er noch nicht so ganz nachgelassen hatte. Mein Geist fühlte etwa nun eine andere Art Wollust an schönen Wissenschaften. Die Gesellschaft meines Vetters und anderer mochte auch das ihrige beygetragen haben, denn da ward freilich mit unter auch manchmal von Mädchen und ganz andern Dingen als vom Bethen und Bußthuen geschwazt. Ich muß es hier selber gestehen, daß die Patres sogar unrecht nicht haben, wenn sie ihren Studenten alles verbieten, was zu Berlin und Leipzig gedruckt, und nicht von einem Priester aus der Gesellschaft verfasset ist. Man merkt es ja handgreiflich, daß die

Liebe

Liebe zur Andacht, die Ehrerbietung gegen den Orden, und die Furcht vor Geſpenſtern, Hexen und Teufeln abnimmt, ſo wie der Geſchmack an ſolcher Lektür gewachſen iſt. Und jene Fürſten, denen dran gelegen iſt, die Köpfe auf gutem altem Fuße erziehen zu laſſen, thun ſehr wohl daran, wenn ſie ſowohl die Erziehung ihrer Prinzen als der übrigen Schuljugend wackeren Ordensmännern überlaſſen. Oportet eſſe haereſes, ſteht es geſchrieben, das iſt, auf unſerer beſten Welt muß es immer Pinſel geben. Verſtand und Aufklärung ſchaden am Seelenheile, da nur die Einfältigen in den Himmel kommen.

Aber was hilft das alles! Ich war nun einmal ganz vom Plane meiner erſten Erziehung ausgeartet, ward verführt und verdorben. Wie das alles zugegangen iſt, wird ſich bald in der Folge zeigen. Leider fängt aber nun ein groſſer Theil der Menſchenkinder an, auf ſolchen Wegen zu wandern, ſo daß faſt kein Bitten, kein Warnen und Drohen mehr helfen will. Am Ende wird ſichs zeigen was aus allem dieſem geworden iſt.

Ich lenke wieder auf meine Studien ein. Die Philoſophie war abſolvirt. Da rieth mir einer dies, der andere das. Einer wollte, ich ſollte Jurisprudenz ſtudieren. Ich wandte einſtens einem würdigen Manne ein, daß es bereits zuviel Juriſten gäbe. Der Mann verſicherte mich, daß er im ganzen Vaterlande kaum von einem wüſte. Ich verſtand es, glaube ich, nicht, was der Mann damit ſagen wollte. Mein Profeſſor der Philoſophie, und einige Verwandten hatten mir zur Arzneykunſt gerathen; und ich widmete mich nun ſelbiger. Zu jener Zeit waren ſeit mehreren Jahren keine Zuhörer, und folglich auch keine mediziniſche Collegien in Wirzburg geweſen.

Ein Lehrer der Arzneykunſt auf der wegen ihrem Reichthum berühmten Julieruniverſität zu Wirzburg hat zweyhundert paare Gulden, der erſte Lehrer dreyhundert. Privatcollegien ſind da faſt auſſer Mode, und waren bey ſo wenigen Zuhörern ohnehin nicht zu vermuten. Ein ſolcher Lehrer muß alſo natürlicher Weiſe ſein Lehramt als eine Nebenſache betrachten, und auch als ein Nebending ſchlecht genug verſehen. Es

iſt

iſt aber dieſes der Fall beynahe von allen katoliſchen Univerſitäten. Gewiß entſteht aus der Menge ſolcher Schulen mehr Unheil als Gutes, und doch glaubt jeder geiſtliche Reichsfürſt was Groſſes gethan zu haben, wenn er eine Univerſität errichtet, und die Lehrer kaum für das Verhungern verſichert hat. Wie gut wäre es, wenn man in ſolchen Ländern nur auf tüchtige Gymnaſien dächte, und das Univerſitätsgeſchäft andern überließ. Nie werden auf dergleichen Schulen vorzügliche Lehrer und Zöglinge ſeyn. Der gering beſoldete Lehrer muß allerley Nebenarbeiten verrichten, allerley Nebendienſtchen zu erhaſchen ſuchen, wenn er ſich und ſeine Familie nicht will verſchmachten laſſen. Endlich werden hieraus die Hauptgeſchäfte, und das Lehramt ein gehäſſiges Nebending. Wer auf Schulen was ordentliches lernen will, wird immer genöthiget ſeyn, ſich auf eine proteſtantiſche Univerſität, deren freilich auch wieder nur wenige in gutem Stande ſind, zu verfügen. Bey Katolicken fehlt es an Unterhalt der Lehrer, an Fleiſſe, Aufmunterung, Freiheit oder beynahe an allem. Zum Unglücke ſind ſie noch meiſtens in Reſidenzſtädten, welches denn doch aus hundert Urſachen die unſchicklichſten

ſten Oerter für Schulen ſind. Da läßt nun jeder arme Bürger einen Sohn ſtudieren. Wenn dann dieſer nach geendigter Philoſophie nicht in ein Kloſter aufgenommen wird, ſo hört er Jura oder zum Unglücke gar Medizin, ſchlendert ſo einige Jahre hin, ſchmiegt ſich, kriecht, oder beſtürmt ſeine Patronen ſo lang, bis er endlich Trotz ſeiner Unwiſſenheit zu einem Dienſtchen gelangt, und verdrängt oft einen würdigeren Nebenbuhler. Wäre in ſolcher Stadt keine Univerſität geweſen, ſo hätte der Student auf eine beſſere auswärtige Schule gemüſt: man hätte dieſe Koſten nicht an ihn gewendet, wenn er nicht beſſere Anlage zum Studieren gehabt hätte. Der Staat wäre alſo nicht mit einem ſo ungeſchickten Schreiber, Amtmann, oder Rathe beſchweret worden. Es wäre alſo wirklich in ſolchen kleinen Staaten der erſte Plan um tüchtigere Leute zu haben, die Univerſitäten aufzuheben. Ich getraue mir dieſen Satz in jedem ſolchen Lande durch häufige Beyſpiele zu beſtättigen. Soviel von katoliſchen Univerſitäten überhaupt! Meine Sache iſt dermal, die Geſchichte meines mediziniſchen Studiums zu Wirzburg zuerzählen.

Herr

Herr Siebold, Herr Senf, und ich, wir fiengen zugleich an, Arzneykunſt zu ſtudieren. Im Jahre zuvor hatten ſchon zwey andere angefangen. Es kamen endlich noch einige andere dazu, ſo daß der Haufen von fünf bis auf neun geſtiegen war. Die Lehrer waren aber entwöhnet von dem Schulgeſchäfte. Wir muſten alſo mehrmal beym Rector Magnificus klagen, ehe wir ſie ſämtlich dahin brachten, wieder Collegien zu leſen. Sie muſten durch Ermahnungen und ernſtliche Drohungen hierzu gezwungen werden. Deſſen ungeachtet gieng es damit äuſſerſt ſparſam zu, und war oft viertel Jahre lang Stillſtand, und doch bey allem dem der Verluſt nicht ſonderlich. Die Lehrer waren geheimer Rath und erſter Leibarzt Huber, ein unwiſſender Mann, der ſich aber doch durch eine falſche Beredſamkeit, durch Urinbeſehen, und etwas Charlatanerie zu jener Zeit zu Reichthum und Ehre zu bringen wuſte. Hofrath und Leibarzt Vogelmann war ſonſt ein guter Mann nach altem Fuſſe, voll Vorurtheile und falſcher Grundſätze aus dem vorigen Jahrhunderte. Er hat uns nicht ſelten amuſiret, wenn er da recht in vollem Eifer über van Swieten, Haen, über die abgeſchmackten Purſche, wie

er ſie manchmal in der Hitze nannte, weil ſie ihm ſeine Absorbentia verworfen hatten, ſchimpfete, und beynahe ſo völlig in der Laune eines Paracelſus petorirte. Hofrath und Leibarzt Ehlen hatte beſſere Grundſätze, aber ſein Vortrag war todt, gar nicht auffallend, narkotiſch für Leib und Seele. Profeſſor Rügamer wuſte viel. Es lag aber alles in ſeinem Hirne durch einander. Er kam von einem ins andere, nie zum Ende. Er war enthuſiaſtiſcher Vertheidiger von Hexen und Teufelskunſt. Bey allen verworrenen Krankheiten entdeckte er faſt was teufliſches. Er trat endlich ſeine Lehrſtelle Herrn Senf ab, als dieſer von Reiſen zurück kam, und ſtarb auf einem Dorfe als Wahnſinniger. Doktor Paptus hatte Fähigkeit, eine gute Grundlage, war aber faul, liebte Jagd und Caffeehaus, und las äuſſerſt ſelten ein Collegium. Er hatte eine ſtarke Stimme, einen auffallenden deutlichen Vortrag, ward nach und nach fleiſſiger, und kam auch die letzten Jahre vor ſeinem Tode in gute Reputation. Herr Stang, ein Mann ohne ordentliche Sprache und ohne Studien demonſtrirte die Anatomie, und machte ein rechtes Kauderwälſch.

Auf dieſe Art ſtudierte ich bis ins vierte Jahr die Arzneykunſt in Wirzburg. Ich ſchaffete mir manchmal ein neues Buch, wenn ich etwas Geld übrig behielt, ſtudierte zu Hauſe. Ich nahm Lektionen in franzöſiſcher, italiäniſcher und engliſcher Sprache. Ich hatte aber auch da das Unglück ſchlechte Meiſter zu bekommen, und ſchien überhaupt von Kindheit an dazu verdammet zu ſeyn. Denn auch mein Tanzmeiſter und Fechtmeiſter war vielleicht der ſchlechteſte, den es damals in Deutſchland gab.

Ich hatte nun immer ſo viel Selbſterkenntniß, daß ich wohl einſah, daß ich noch faſt gar nichts gelernet hatte. Ich fühlte innere Sehnſucht nach beſſerem Unterrichte, und grämete mich oft heimlich darüber. Ich faſſete den feſten Entſchluß, nach Wien zu gehen. Mein Vater war es zufrieden, hielt mich aber am Ende aus übertriebener Sorgfalt für meine Geſundheit zurück. Die Menge der Koſten, die ich ihm ſchon gemacht hatte, und noch machen konnte, mag ihm aber auch im Wege geweſen ſeyn. Ich war von der Philoſophie an gerechnet, ſechs Jahre in Wirzburg, war an liederliche Geſellſchafter

gekommen, und hatte viel Geld verzehrt. Noch zwey Brüder ſtudierten, und Schweſtern waren zu ihrer Erziehung im Kloſter. Denn mein Vater hat mehr an ſeine Kinder gewendet, als es manche Vornehme pflegen. Nur wußte er juſt nicht gute Plane zur Erziehung oder zum Studieren zu treffen.

Im Jahre 1764 ließ ich mich examiniren, und defendirte, wurde, wie es zu jener Zeit der Gebrauch war, Licentiat, am 15. des Aprilmonats. Aus Mangel der Collegien gieng ich fleiſſig in die öffentliche Bibliothek, und war faſt allzeit der einzige leſende in ſelbiger. Ich las mediziniſche Werke, und ſchrieb meine Diſſertation zuſammen: an et in quibus Medicus Naturae Miniſter, Natura Medicatrix? Ich vertheidigte ſie unter dem Vorſitze des ſeligen Papius, blieb hierauf noch einige Zeit in Wirzburg, und wußte nicht, was ich nun weiter anfangen ſollte.

Wo haben Sie ſtudiert? Waren Sie in Göttingen? — So hat man mich meine ganze Lebenszeit viele hundertmal gefragt, und eben

ſo

ſo oft in Verlegenheit geſezt. Es fiel mir immer ſchwer auf die Bruſt. Zu Wirzburg, ſagte ich mit gebrochner Stimme. Ob ich nun wohl kein Wort von dem ſagte, was ich hier unter uns von meinen ſeligen Lehrern erzählet habe, ſo rümpfte man doch immer die Naſe, wenn ich nur Wirzburg genennet hatte, und ſah mir mit herabſinkendem Blicke vom Kopfe auf die Füſſe, und wandte ſich, welches meiſtens der Fall war, von mir ab. Von der Zeit an habe ich allen Studierenden aus Leibeskräften gerathen, wenn es nur irgend möglich wäre, nach Göttingen zu gehen.

Bis ins zweyte Jahr, wo ich Medizin ſtudierte, hatte ich noch nicht das Herz gehabt, einem Mädchen meine Liebe zu erkennen zu geben, viel weniger einen Kuß zu wagen. Gott weiß es, daß ich auch in ſpäterer Zeit beym ſchönen Geſchlechte faſt immer ſo ein furchtſamer Haas geweſen bin. Ich hatte nicht ſoviel Eigenliebe, daß ich glaubte, bey meinem irregulären Körper einer Schönen Liebe einflößen zu können, und hatte auch wieder zu viel Stolz, als daß ich als verliebter Geck ins Lächerliche fallen wollte. Es

kann ſich alſo auch keine Schöne in der Welt rühmen, daß ſie mir ihre Liebe verſaget habe. Nie warb ich darum, wenn ich nicht vorher ganz in der Avantage war, obſchon ich auch in der Stille mein Herz für ſo manche in Bereitſchaft hielt.

Auch bis dahin, wo ich noch nicht geliebet hatte, war mir auch die onanitiſche Sünde nicht bekannt geworden. Ich war alſo in allem Betracht ein keuſcher Jüngling. Als ich die Phyſick ſtudierte und zur Reife gekommen war, konnte ich noch nicht begreifen, was das ſeyn möchte, welches einem im Traume mit Wolluſt entgieng. Aber nun reizte mich das Beyſpiel anderer, und mein warmes Temperament zum andern Geſchlechte. Meine nachherige Frau mochte Mitleid mit mir haben, zeigte mir Zuneigung. Wir liebten uns, zankten uns manchmal wie Liebende zanken, beſtelleten uns da und dort hin, waren einander treu wie Felſen. Es kam endlich ganz zum Ernſte, und endigte ſich wie alle Komödien mit Heyrathen. Leute die noch nie geliebet haben, werden hier immer ihre Sachen auf der unrechten Seite anpacken. Aus Liebe, Herzens-

zensgüte, und Redlichkeit ließ ich mich, da wir uns nun trennen mußten, zu aller Sicherheit in Geheim kopuliren. Sie mußte auf einem einsamen Hofe leben, die Zeit abwarten: ich mußte noch für ledig paßiren, und erst in der Welt Versorgung suchen.

Ich warb indessen um ein sehr geringes Physikat zu Heidenfeld im Wirzburgischen. Ich wurde von einer Zeit zur andern vertröstet, und konnte doch nie zur positiven Entscheidung kommen. Es wurde mir endlich, ich weis noch nicht in welcher Absicht, vom Kabinetsreferendär gerathen, einstweilen nach Heidenfeld zu ziehen, und zu praktiziren. Ich zog hin, brachte es endlich auch so weit, daß die Vornehmsten in der Stadt mir schriftliche Zeugnisse gaben, und mich verlangten. Doch konnte ich nie zu meinem Zwecke gelangen. Man sagte mir lang hernach, daß ich dem Fürsten, der vielleicht keinen halben Zoll größer war als ich, wäre zu klein gewesen. Dort hatte es just nichts zu sagen, daß ich nicht in Göttingen gewesen war, aber zu klein ist halt auch ein Fehler.

Ich reisete in meiner Unruhe im Herbste nach Haus. Ich war zu Brückenau bey meinem Oheim

auf dem Kirchweihfeste. Es war dort Oberamtmann Herr von Maierhofen, nachher Vicedom zu Fuld, ein Mann von Geist und Einsicht. Er war krank geworden, hatte ein sehr starkes allgemeines rheumatisches Fieber. Es war kein Arzt im Orte. Ich ward gerufen, geprüft. Ich taufete die Krankheit, bekam Zutrauen, und machte meine Sache so gut ich konnte. Ich war glücklich in der Heilart gewesen. Hierauf wurde ich dem Fürsten von Fuld empfohlen, und bekam am zwölften November 1764 von diesem besten Fürsten das Dekret als Amts- und Brunnen-Physikus zu Brückenau.

Mein äußerstes Anliegen war nun das Geschäft wegen meiner Heyrath. Ich grämete mich halb zu todt. Ich wußte nicht, wie ich meine Sache anfangen, und wem ich sie anvertrauen sollte. Ich reisete im folgenden Jahre fort, als wenn ich auf Freyerey gieng, ließ mich als Bräutigam von der Kanzel verkündigen, brachte hierauf meine Frau mit, und machte überhaupt meine Sache so gut, daß es am Ende auf allen Seiten gefehlet war.

Meine Frau war arm. Gegen den Willen meines Vaters war alles geſchehen; von ihm konnte ich alſo keine Beyhülfe verlangen. Das Phyſikat war zu jener Zeit ſehr gering, der Kurort ganz unbedeutend. Ich hatte alſo einige Jahre in meinem heiligen Eheſtande die kümmerlichſte Noth. Drey Jahre hatte ich von meiner Frau entfernet gelebet, war treu geweſen, ſo wie es noch kein junger Mann in Entfernung von ſeiner lieben Hälfte geweſen ſeyn mag, ſo lange die Sonne ſcheint. Deſſen ungeachtet wurde uns nun der liebe Eheſtand bey unſerer Zuſammenkunft ſo ſehr verbittert. Faſt hätte ich auf den böſen Gedanken kommen können, daß die Tugend der ehelichen Treue weiter keinen Segen bringe. Wenigſtens bin ich nachher, wo man, wie ſich jene Frau ausdrückte, die Sache nicht allzeit am Schnürchen hat, immer noch glücklicher geweſen.

Meine Frau war älter als ich. Sie iſt juſt nicht ganz nach dem bon ton geformet, hat aber Menſchenverſtand, hat ein ehrliches treues Herz, und liebte mich wahrhaft. Gewiß war ich ihr auch immer gut, liebte ſie, und ſchäzte ſie über

einen Haufen Weiber, die ſich beſſer dünkten. Ich war immer zu jähzornig, zu aufbrauſend; ſie aber auch etwas hart auf ihrem Sinne, dann gab es freilich auch manchmal häusliche Stürme, die aber doch immer glücklich vorüber giengen. Sie war haushältiſch, ich verſchenkte mehr als es ſchicklich war. Und ſo gab es unter uns noch manchen Contraſt. Da geſchah es dann auch manchmal, daß wir einige Zeit herumgiengen, uns liebten, es aber einander nicht merken lieſſen. Wirklich in allem Ernſte ſehne ich mich nun nach dem Zeitpunkte, wo ich wieder mit ihr leben kann. Alsdenn würde mein Vergnügen dahier in Petersburg, wo ich dermal dieſe Bogen zuſammenſchreibe, vollkommen ſeyn. Dieſes wäre nun ungefehr die Schilderung der rechtſchaffenen Frau in deren Geſellſchaft ich ſo viel Gutes und Böſes erlebet und glücklich ertragen habe. Wirklich war ſie nie mutlos bey Widerwärtigkeiten, wuſte mich ſelber zur Standhaftigkeit anzumuntern und zu tröſten.

Das Leben eines ſtudierten Mannes iſt immer ein unſeliges Ding. In der Jugend muß man mit Kummer ringen, bekömmt gemeiniglich nur

ein

ein Dienſtchen, welches eine viertels Mannes Nahrung iſt. Endlich arbeitet man ſich durch ſauren Fleiß oder ungefehre Zufälle empor, und wird nach und nach in beſſern Stand geſezt; aber dann iſt gemeiniglich ſchon Geſundheit und Körper abgenüzt. Geſchäfte werden vielmal noch häufiger oder wichtiger, als ſie vorher waren. Thätigkeit, Eifer, Kräfte, Luſt, Mut, alles hat unterdeſſen abgenommen. Wie viele giebt es noch, denen es gar nicht gelingt, ſich ſo weit zu ſchwingen; bey welchen alſo Jugend und Alter in Elend, Unterdrückung, und Schwermut müſſen vorüber gewälzet werden! — Eine Grille!

Ein Gelehrter, der nicht reich iſt, hat beym Heyrathen immer von zweyen Unannehmlichkeiten eine zu erwarten. Iſt er jung und ſchlecht verſorgt, ſo wird ihm juſt nichts Sonderliches von Mädchen zu Theile werden; er muß alsdenn mit ſeiner Geliebten am Kummer nagen, wenn er bloß vom Dienſte leben ſoll. Iſt er älter geworden, und erſt zu gröſſeren Ehren und einträglicherem Dienſte gekommen, ſo heyrathet ihn das Mädchen blos des Ranges und der Verſorgung wegen, und klagt hernach als Frau über

Langeweile bey ihm. Es liegt auch noch hierinnen ein Grund, warum ſo viele vornehmere Töchter (ich rede von der unadlichen Claſſe) ohne Männer bleiben. Einem jungen Manne, der weder Rang noch Einkünfte hat, giebt man die Tochter nicht. Er heyrathet unterdeſſen ein Mädchen, welches mit ihm vorlieb nimmt, ſchwingt ſich endlich ſammt ihr in die Höhe: oder er wartet im ledigen Stande ab, bis er ſeine Sache weiter gebracht hat, iſt indeſſen alt geworden, an den Cölibat (das iſt, an die Haushälterinn) gewöhnt, und hat nun den Entſchluß gefaſſet, gar nicht zu heyrathen. Mädchen von beſſerem Stande, wenn ſie der Gefahr, alte Jungfer zu werden, entgehen wollen, werden daher mit jungen Leuten, die eben noch keine groſſe Männer ſind, etwas Nachſicht haben, und ſie heyrathen müſſen, wenn ſie nur halb eine Frau ernähren können. Nur das einzige müſſen ſie beobachten, und wohl überlegen, ob es ein Mann ſey, aus welchem einſtens was werden könne. Man ſieht dieſes an ſeinem Fleiſſe, an ſeinen Talenten und Wiſſenſchaften. Iſt nun dieſes, ſo hat die geringe oder mittelmäſſige Frau immer die Hofnung, durch die Verdienſte ihres Mannes zu höheren Stu-

ſen von Ehre und Vermögen zu gelangen. — Ein Rath für Mädchen, die einſtens Weiber werden wollen!

Es iſt immer auch eins der hauptſächlichen Vergnügen im Eheſtande, wenn man geſunde ſchöne Kinder hat. Meine Frau hatte mich hierinnen vorzüglich glücklich gemacht. Ich hatte einen Jungen, von welchem ich ſchon im philoſophiſchen Arzt erzählet habe, mit welchem Rute er ſich in der Nacht mit einem vermeynten Teufel geprügelt hatte. Er kannte nicht was Furcht war, er war hitzig, lebhaft, ſehr ſchön, ſtark, allzugutherzig, ſchenkte mehr weg als er hatte, wurde bald verliebt, welches dann ſeine Mutter nicht leiden wollte, worüber er endlich davon lief, Soldat wurde, und das Unglück hatte, ſich als Cadet bey Ollmütz zur Exercirzeit zu erſchieſſen. Es war ein launiger Jung, der viel Fähigkeiten hatte, aber nie ein Gelehrter werden wollte. Er las viel in deutſchen Büchern, ſah da, wie immer einer den andern neckte und verunglimpfete. Ich ſollte ein Gelehrter werden, und mich hernach in Büchern herumziehen laſſen, ſagte er? nein mit dem Degen will ichs ausma-

chen,

chen, wenn mich einer beleidiget. Nun beſtand er drauf, Soldat zu werden. Ich ließ ihn Reiten, Fechten, Ingenieurkunſt lernen. Er wartete aber die Zeit nicht ab, lief davon aus Verdruß wegen Liebe. Auſſerdem habe ich eine ſchöne, geſunde, gutgeartete Tochter von vieler Fähigkeit und Lebhaftigkeit. Sie hat ſich nun zur Ehe verſprochen, weil ſie ſchon nahe an funfzehn Jahren iſt.

Als ich nun als Phyſikus in Brückenau lebte, und auch weiter noch keinem beſſeren Geſchicke entgegen ſah, gab ich mir mögliche Mühe den Kurort in die Höhe zu bringen. Freilich trug der wohlthätige Fürſt durch Verwendung häufiger Koſten das meiſte dazu bey. Es kamen nun nach und nach Gäſte. Die Verſchönerungen und Bequemlichkeiten am Kurorte nahmen jährlich zu, und ich trug hernach noch in der Entfernung mein Scherflein bey. Denn am erſten Hornung 1770 erhielt ich unvermuthet das Dekret als zweyter Leibarzt zu Fuld, dem Leibarzte, der mich zu jener Zeit nicht leiden mochte, und dem Fürſten zur Unzeit aufgekündiget hatte, zur Strafe. Ich wurde am achten April, da nun der gedachte

Leib-

Leibarzt aufs neue ſeine Dimiſſion mit einer Penſion verlangte und erhielt, Hofrath und Profeſſor, alles mit ſehr geringem Gehalte, und häufigem Neid und Feindſchaft.

Ich erinnere mich noch, wie misvergnügt wir beyde, meine Frau und ich, beym Antritte dieſer neuen Laufbahn waren, wie kümmerlich wir uns in unſerer Wirthſchaft behelfen muſten. Ich bekam nun nach einigen Jahren den Ruf als Lehrer nach Lautern in die Pfalz. Ich nahm hier Gelegenheit meinem Fürſten meine dürftigen Umſtände vorzubringen. Er gab mir Zuſatz, ertheilte meinem Bruder ein Amt, und ich blieb nun gerne bey ihm. Es gab noch andere Gelegenheiten, wodurch ſich mein Gehalt nach und nach verbeſſerte. Endlich bekam ich im Jahre 1783 bey der ſehr ſchweren Krankheit des Fürſten zum neuen Jahre noch einen anſehnlichen Zuſatz, und zu gleicher Zeit wegen der Krankheit des durchlauchtigſten Herzogen zu Meiningen auſſer einem groſſen Geſchenke noch eine jährliche Penſion. Ich muß hier noch öffentlich rühmen, mit wie vieler Güte man mich bey dieſem herzoglichen Hofe behandelt hat. Ich beſuchte ihn jährlich

einige-

einigemal, und zählete jenen Aufenthalt unter die vergnügteſten Zeitpunkte meines Lebens. Man kann nirgends wo freundſchaftlicher aufgenommen werden. Da ich nun bey meiner Abreiſe aus Deutſchland dem Hofe zu nichts mehr nütz werden konnte, ſo habe ich meine Penſion mit ernſtlichſtem Danke reſigniret. Ich war überhaupt die lezte Zeit völlig in den Stand geſezt in Deutſchland ordentlich leben und noch was erſparen zu können. Ich hatte auſſer dem auch beträchtlicheren practiſchen Verdienſt. Ich habe aber alle dieſe meine Glückſeligkeit im deutſchen Reiche nicht lange genoſſen. Ich werde alles ſagen, wie das zugegangen iſt, wenn ich vorher noch einige andere Geſchichtchen angebracht habe. Ich halte dafür, wer doch einmal angefangen hat, von ſich ſelber zu erzählen, der ſoll entweder alles ſagen, oder nichts. Eben juſt nicht ſo gar alles, wie Rouſſeau in ſeinen Confeſſionen, doch alles was man von ihm zu wiſſen verlangen kann.

In dem einſamen Brückenau hatte ich Winterszeit Muſſe genug zu ſtudieren. Ich thate was ich konnte, konnte aber nicht alles was ich wollte. Es fehlte mir an nichts ſo ſehr, als

an Geld und Büchern. Mein Gehalt samt practischem Verdienste, alles zusammen genommen, kam kaum auf zweyhundert rheinische Thaler. Dafür musten Kleider, Meubel, Nahrung geschaffet werden. Es mangelte also noch meinem Geiste und Körper auf allen Seiten. Bey allem dem muste ich hören, als ich nach Fuld kam, daß einige Männer von Stande, um mich als Arzt verdächtig zu machen, und mir etwas böses nachzusagen, mich einen Belletristen hiessen. Vielleicht kam es daher, daß ich in Brückenau etwas vom Kurorte schrieb, welches nicht ganz im Protocollstyl abgefasset war, oder weil ich dort manchmal einige Sinngedichte, Brunnenlieder, einige mutwillige Gelegenheitsgedichtchen gemacht hatte. Ich machte sie ohne alle Anweisung zur Dichtkunst. So gering sie auch seyn mochten, so war doch damals im ganzen Lande keiner, der es besser konnte. In Fuld so wie im ganzen katolischen Deutschlande war noch wenig Liebe zu zu schönen Wissenschaften. Hier und dort fieng einer an, in Gellert oder Rabener zu blättern. Um wieder auf meine Dichtkunst zu kommen, so muß ich auch erzählen, daß ich einstens ein Compendium von geistlichen Liedern verfertiget habe,

die

die ſoviel ich mich noch erinnern kann, wirklich nicht übel gerathen waren. Ich fand nachher keine Luſt mehr an deutſchen Gedichten, und warf ſo auch meine eigene Arbeit unter alte Papiere. Ich muß doch hier eine einzige Probe herſetzen, die ich noch ganz allein wieder gefunden, und 1768 verfertiget habe. Ich habe dieſes Ding zwar vor mehreren Jahren einigen mitgetheilet. Ich zweifle aber doch, ob es öffentlich iſt bekannt geworden. Voraus muß ich alle Doktoren und Doktoranden um Vergebung bitten. Sie müſſen denken, es iſt ein Gedicht, und zwar ein Gedicht von einem Naturaliſten. So nennte ja Bahrd die Ungelernten.

Der Doktor.

Apoll der Fürſt der Muſen
Der Fürſt vom Weisheits Thron
War einſtens ſehr geſchäftig
Auf ſeinem Helikon.

Dort ſchuff er edle Künſten
Die keiner ſchätzen kann.
Er ſprach: getreue Muſen,
Nehmt euch der Künſtler an.

Die ſchlauen Töchter fragten:
Iſt denn kein Lohn bedingt
Für jenen, der durch Fleiſſe
Sich über andre ſchwingt?

Es ſchien den Gott der Künſten
Der Muſen Sorg zu freun.
Er ſprach: ich will ihn lohnen,
Er ſoll ein Doktor ſeyn.

Die Töchter fragten weiter:
Und straſſt du jenen nicht,
Der Dich und Uns verachtet,
Nur dumme Poſſen ſpricht?

Er ſprach, ihr ſchönen Kinder!
Ich ſind auch dies für gut.
Gebt ihm die Narrenkappen,
Dem Dockter einen Hut.

So iſt bey dieſen beyden
Der Unterſchied gemacht.
Der Doctor ſey geehret,
Und nur der Narr verlacht.

Merkur ward beygeruffen,
Ihm ſagt der Muſengott:
Geh, mache Hüt zur Ehre,
Und Kappen blos zum Spott.

Der Doctor den wir lieben
Sey mit dem Hut geziert.
Dem Narrn gieb ſeine Kappen,
Die ihm nur Hohn gebiert.

Merkur gieng nach Befehle,
Er lächelte und gieng.
Er dachte: Narr und Doctor
Zwey wunderliche Ding!

Von Wachs hat er gebildet
Die Kappen und die Hüt.
Er legt ſie unbedachtſam
Hin, wo die Sonne glüht.

O Unglück! Hüt und Kappen
Zerſchmolzen bald zum Brey.
Merkur nahm dieſe Maſſe
Und bildete aufs Neu'.

Er machte wieder Hüte,
Jedoch verſteht es ſich,
Daß von dem Teig der Kappen
Auch was mit unterſchlich.

Hieraus nun mag es kommen,
Daß itzt noch Leute ſind,
Die glauben, daß am Doctor
Man auch was Närr'ſches ſind.

Wenn man so anfängt, sich um einige Reputation beym Publikum zu bewerben, so ist einem alles willkommen, was nur einigen Beweis von unserer Hochachtung bey Auswärtigen giebt. So ist es mit der Aufnahme in gelehrte Gesellschaften, und mit anderen Ehrentiteln. Ist man aber einmal seiner Sache etwas sicherer, so vergißt man alle diese Ehrentitel, sucht keine fernere, wenn sie nicht just unser Steckenpferd sind, und man verschweigt noch jene, die man bereits vor längerer Zeit erhalten hat. Ungefehr so hängt der alte Minister, der nun auf seinem Landgute in Ruhe lebt, seine Ordenszeichen an die Wand, und denkt nicht mehr daran, daß er sich einstens bey seinem ersten Auftritte am Hofe grosse Stücke auf diesen Glanz eingebildet habe. Ich ward von einigen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt. Ich muste dieses alles bey Ausgabe eines meiner ersten Werkchen, meiner lateinisch geschriebenen Beobachtungen, auf Zudringen des Verlegers pleno Titulo hinsetzen, und habe in der Folge nie wieder Gebrauch davon gemacht. Nämlich im Jahre 1770 erhielt ich das Diplom als Mitglied bey der kaiserlichen Academia Naturae Curiosorum. Eben auch

in

in dieſem Jahre wurde ich von der Churmainziſchen Geſellſchaft nützlicher Wiſſenſchaften zu Erfurt, und 1772 von der Churpfälziſchen ökonomiſchen Geſellſchaft zum Mitgliede aufgenommen.

Ich war kaum einige Jahre in Fuld, ſo fieng ich an, die unſeligſte Nervenkrankheit zu bekommen. Ich habe hiervon ſchon in meinen anderen Schriften genug geſagt. Es iſt aber doch ein nöthiger Umſtand, der auf mein künftiges Betragen, auf die Art mich in Geſellſchaften zu produziren und zu verhalten, ungemein viel Einfluß hatte. Ich ſuchte dieſe Anfälle immer zu verbergen, ward bös darüber, wenn ich glaubte, daß man ſie bemerket hätte, und bekam ſie ärger. Am Tiſche ſuchte ich mir mit Weine zu helfen; auſſer dem Tiſche gab es Grimaſſen, Züge in Augen, Lippen, Unruhe im Körper, in Geberden. Ich nahm Toback, ich ſchneuzte mich. Gott! welche hundert Bewegungen und Hülfsmittel nahm ich zu Hülfe, um mein Leiden nur etwas zu verbergen. Welche Marter, wenn mich da ein unangenehmer Gaſt fein lange in ſolcher Unruhe erhielt. Bey argen Anfällen waren mir ſogar meine Angehörigen zuwider. Dem Himmel ſey es gedankt, daß dieſes Uebel nun ge-

lindert iſt, oder ſich durch mäſſiges Leben lindern läßt! Dieſes war auch noch eine Quelle meiner Schüchternheit: oder man hielt mich oft für embarraſſirt, da es bey mir nichts als Unruhe von Nerven oder beſſer zu ſagen, vom Magen war. Die Urſachen warum ich dazu gekommen bin, ſind ungefehr folgende: häufiges Aderlaſſen, ganz unmäſſiges Aderlaſſen, wozu mich ein närriſcher Profeſſor beredete, um nicht Blutſpeyen oder Schlagfluß zu bekommen; die Hofkoſt, Kummer, Sorge, Studieren, Angſt und Furcht bey gefährlichen Patienten. Meinetwegen mag man auch auf Venus, Bachus, einigen Antheil der Urſache wälzen. Genug, daß ich ſo viele Jahre lang mehr gelitten habe, als ich hier beſchreiben kann, und daß mich dieſe Nervenunruhe zuweilen auch noch in ſo manche Verlegenheit ſezt. Wunderlich war es, daß ich bey allem dem ziemlich Muskelkraft behielt, wiewohl ich ſie auch nach jedem Nervenanfalle etwas geſchwächet fand. Ich konnte es in körperlichen Uebungen Troz vielen aushalten, wenn ſich nicht Schwindel, Beängſtigung oder andere Nervenunruhe ins Spiel miſchten.

Was thut man nicht aus Mismut, ſagte jenes Mädchen, als man es fragte, wie es zu einem Kinde gekommen ſey. Was thut man nicht aus Mismut, ſagte ich, als man mir ſagte: wie hat es ihnen einfallen können, in einem erzkatoliſchen Lande ſo ein Ding, wie der philoſophiſche Arzt iſt, auf die Welt zu bringen? Ich war mismütig, misvergnügt, kränklich, fand noch bloß Vergnügen an Leſen, Denken, Schreiben, ſo lang es mir meine quälende Beängſtigungen, Schwindel, und Herzensſtöſſe geſtatteten. Ich ruhete bey ſolchen Anfällen aus, ſuchte mich zu erholen, ſtudierte wieder, bis ich meine Anfälle wieder bekam. In ſolchen Schmerzen und Aengſten ſind alle meine Geburten zur Welt gekommen. Doch fand ich immer wieder bey ruhigen Augenblicken am Denken und Schreiben Wolluſt.

Ungefehr gegen das Jahr 1773 fieng ich erſt an, den Reſt der von meiner Muhme erhaltenen Erziehung ganz abzuſchütteln. Ich wurde überhaupt vollkommen Zweifler, war mistrauiſch, und wollte bey allem Ueberzeugung haben. Ich fand, daß wir durchaus deſtomehr in Irrthum

und Vorurtheilen aufwachsen, jemehr an unſerer Erziehung gekünſtelt wird. Mit Erſtaunen und inniger Luſt hörte ich manchmal ein noch unerzogenes Kind die uns heiligſten Wahrheiten rund hinweg läugnen, weil ſie ihm unbegreiflich und gar nicht natürlich waren. Wenn wir nicht werden wie die Kinder, dachte ich, ſo werden wir nie zum Tempel der Wahrheit gelangen. Wie traurig ward ich, da ich mich alle Tage mehr überzeugte, daß unſer Leben ſo beſchaffen ſey, daß man die eine Hälfte dazu anwenden muß, das wieder zu vergeſſen, was man in der anderen Hälfte gelernet hat. Alle Tage beſtrebte ich mich Lehren und Grundſätze zu vergeſſen, und ſchämte mich, daß ich ſie einmal angenommen hatte. Kein Menſch war ſo dick in Vorurtheilen und Finſterniß aufgezogen als ich. Auſſerdem, daß ich in Hammelburg oft ſelber die Kerzen gehalten, Amen und et cum Spirito tuo geſagt habe, wenn ein Franziskaner eine Beherzte oder Beſeſſene in der Arbeit hatte, ſo war gewiß auch ſonſt keine Gattung von Aberglauben und Vorurtheile, die man mir nicht feſt in Herz und Kopf gepflanzet hatte. Und mit meiner lieben heilſamen Kunſt ſah es nicht viel beſſer aus. Wer eins aus

dem

dem anderen zu ſchlieſſen weis, wird mir vielleicht, da ich die Geſchichte meiner Studien erzählete, nicht viel beſſeres zugetrauet haben. Und leider lernte man auch auf Univerſitäten, die weit prächtiger klingen als Wirzburg, beſonders um jene Zeit, nicht viel beſſeres, aus gelehrten Schriftſtellern manchmal nicht viel beſſeres. Im Ganzen lag nun ungefehr folgendes Glaubensbekenntniß in meinem Herzen: Ich glaube alles, was wahr iſt, und vermuthe ſehr wahrſcheinlich, daß das meiſte, was man mich bisher hat glauben gemacht, platte Unwahrheit iſt.

Freilich gieng es wohl leichter an, in der Medizin zu zweifeln, alte Lehren abzuſchütteln, ſie lächerlich zu machen, oder über den Haufen zu werfen. Es haftet dort kein Bann, kein Scheiterhaufen darauf. Das ärgſte was man zu beſorgen hat, iſt, daß man ſich mit einigen Halsſtarrigen im Federkriege herumduelliren muß. Aber in Religionsſachen iſt es ganz ein anderes Ding. Da iſt es nicht erlaubt zu denken, zu zweifeln, zu läugnen, wenn man nicht ausgepeitſchet, verbrennt oder wenigſtens ewig ins

hölliſche Feuer will verwieſen ſeyn. Das allerſchlimmſte iſt noch, wenn ſich jemand ſoweit vergißt, etwa gar einen geiſtlichen Orden oder ſonſt eine Ehrwürdigkeit anzutaſten. Alsdenn hat man die ſchlimmſte Sache auf der Welt. Denn wer eine Geiſtlichkeit angreift, der hat Gott, den Staat, die Religion, die Engeln und den Teufel beleidiget. Alles dieſes wiſſen ſie geſchwind unter einander zu miſchen. Es iſt ja noch immer ſo auf dieſer beſten Welt geweſen:

Qui mepriſe *Cotin* n' eſtime point
ſon Roi
Et n'a ſelon *Cotin* ni Dieu, ni foi,
ni loi.

Für einen unbefangenen Zuſchauer war es eine Luſt zu beobachten, wie ſich bey erſter Erſcheinung des philoſophiſchen Arztes nach und nach Wolken bildeten, zuſammenzogen und endlich in das abſcheulichſte Donnerwetter ausbrachen. Iſt denn kein Donnerkeil mehr am Himmel, ſchrie ein Bettelmönch von der Hauptkanzel, der herunterſchieſſet, ſo eine gottloſe Kreatur in den Boden zu ſtürzen? — Armer Major! — armer Philoſoph, wie wirſt du aus dem Handel kommen?

men? In allen Kirchen wurde über den abſcheulichen Freigeiſt geprediget: der Pöbel wurde aufgehezt, drohte Inſolenzen. Ich war wie von der Gemeinde verſtoſſen. Freunde und Freundinnen weinten aus Mitleid für mich und meine arme Seele: andere halfen treflich dazu, einen Scheiterhaufen vorzubereiten. Es herrſchte einmal ein hizziges Fieber zu Abdera, welches ſich, ſo viel ich mich erinnere, am ſiebenten Tage endigte, aber die Leute, die daran gelitten hatten, in Komödianten umänderte. Das konnte nun weiter niemand viel ſchaden, ſondern diente noch zum Amüſement. Aber bey uns war es ganz was anderes. Denn nach jedem Kloſterfeſte (Rauſch iſt ja auch ein Fieber) lärmeten die Herren aufs neue wie raſend. Oder ſie gehörten unter jene ausgepfiffene Trauerſpieler, die da coram Populo erwürgen oder verbrennen wollten. Mir greuelte immer vor jedem Colloquium; ich wußte gewiß, daß bald hierauf wieder aufs neue um exemplariſche Züchtigung des gottloſen Freigeiſtes ſollicitiret würde. Das geringſte war die Landsverweiſung. Er muß im Elende verſchmachten, ſagten die Verſöhner mit Gott, er muß verhungern, dies ſey ſeine Strafe, wie ſeines

Freun-

Freundes Helvets. (Das wußten ſie nun freilich nicht beſſer). Auch meine Freunde ſcheuten ſich mit mir zu gehen, neben mir zu ſitzen. Man verfolgte jene, die nur irgend einmal mit mir beſondern Umgang gehabt hatten. Es entſtand Inquiſition. Ein alberner halb wahnſinniger Mönch P. Sch. war die Hauptperſon. Man zitirte meine Zöglinge, man viſitirte einigen die Bücher, nahm alles weg, was franzöſiſch, oder von Proteſtanten war, z. B. einem meiner Freunde nahm man Gellert, Hallers Gedichte, und alles Franzöſiſche weg, und ſuspendirte ihn von ſeinem Dienſte. Und ſo wurde denn auf allen Seiten fortgeraſet.

Ich hatte bey allem Lerm die einzige Hauptunruhe nur dadurch, weil mein guter Fürſt hierbey auf möglichſt ungeſtüme Art behelliget, und immer beunruhiget wurde. Um doch etwas in der Sache zu thuen, ließ er ein geſchärftes Bücherverbott ergehen, wo der philoſophiſche Arzt bey funfzig Thalern Strafe verbotten wurde. Vorhin war ſchon von der Inquiſition ein Befehl in die Schulen der Studenten ergangen, daß der Student, welcher den philoſophiſchen Arzt beſäſſe,

ſäſſe, excludiret ſeyn, und der Anzeiger einen Dukaten haben ſollte.

All dieſer Lerm entſtand ſogleich auf Entſtehung des erſten Theils. Aber eben auch in dieſem Theile war es den Kaputzen zu ſehr an das Heiligthum gegriffen. Zu meiner Bekehrung mag aber dieſe Art der Sanftmut nichts beygetragen haben. Ich beſtärkte mich faſt meiſtens in meinen Meynungen, lieferte beynahe jede Meſſe noch einen Theil nach dem anderen. Was mich noch ärgert, iſt, daß ich es mit einigen Journalen aufgenommen habe. Es geſchah aber bloß daher, weil jedes auswärtige Journal, welches wider mich war, von meinen Feinden als Beweis und Urkunde ad acta genommen wurde. Einer dieſer Männer hat noch ſpät ſeine Sünden bereut, und die Briefe gezeigt, worinnen man ihn aufgefordert hatte, mich recht lebhaft zu attaquiren. Reichs-Fiscale, und alles mögliche wurde von den Dienern Gottes zu meiner Zernichtung aufgefordert.

Die Zeit, die ſo vieles ändert, hat auch in dieſem Stücke ſehr viel gewirkt. Der gemeine

Mann

Mann, von welchen mancher lieber ſterben, als ſich von mir kuriren laſſen wollte, lernte mich endlich beſſer kennen, bekam Lieb und Zutrauen zu mir, vielleicht mehr, als ſich irgend ein Arzt in einem Lande rühmen kann. Noch eins darf nicht vergeſſen werden, daß zu jener Zeit auch alle Teufel in Beſeſſenen es mit mir zu thun hatten, über mich ſchimpfeten, mich erwürgen wollten, und dabey gegen ihr eigen Intereſſe auf alle Weiſe zu erkennen gaben, daß es dumme Teufel waren. Einer von dieſen böſen Kerls wurde noch im Jahre 1775 zu Fuld im Spitel von eines Mädchens Leib aus zum Fenſter hinaus getrieben. Ich habe mir damals aus geführten Protokollen erbauliche Aneckdötchen geſammelt. Auch das Unheil bey Gaßners Teufeln wurde noch mir großen Theils zur Laſt gelegt. Was doch oft ein einziger Menſch, der die Lehren ſeiner Muhme vergißt, in der Welt für Böſes ſtiften kann!

Ich bitte aber hier jeden katoliſchen Franken, Rheinſtröhmer, Donauer, Weſtphälinger oder Schwaben, bey dieſer Geſchichte etwa nicht die Naſe zu rümpfen, und ſich über mein Vater-

land

land luſtig zu machen, oder ſich klüger und beſſer zu dünken, beſonders wenn er ſich in jene Jahre zurück denkt, wo dieſe Auftritte geſchehen ſind. Ich kann mir es ſelber mathematiſch demonſtriren, daß ich in jedem anderen katoliſchen Lande noch weit ſchlimmer würde davon gekommen ſeyn. Selbſt der ehrliche Fauſtin *) würde mir dieſes Zeugniß geben. Gewiß iſt man, was Toleranz Freiheit, vielleicht auch Aufklärung betrift, in Fuld verhältnißmäßig immer ſoweit, als irgendwo andere Katoliken ſind **). Ich geſtehe es auch gerne, daß es nicht beſcheiden und nicht überlegt genug war, ſo ein Ding in einem katoliſchen, wohl auch in einem proteſtantiſchen Lande zu gebären. Aber was thut man nicht aus Mißmut, hat das Mädchen geſagt. Ich habe nun das Glück, als freier Menſch in einem Staate zu leben, wo man den Geiſtlichen keine unumſchränkte Gewalt einräumt, wo ihre ganze Verfaſſung zur Duldung, Vermeidung aller polemiſchen Zänkereyen und zur Beſcheidenheit abgemeſſen

*) Philoſophiſches Jahrhundert.

**) Will freilich im Ganzen noch ſehr wenig ſagen.

ſen iſt. An einem ſolchen ſicheren Standorte ſieht man am eheſten die Gefahr, in der man vorher geweſen iſt, ungefehr wie der Seefahrer, der aus dem ſtürmiſchen Meere glücklich in den Hafen eingeloffen iſt.

Wie bin ich ſo froh, daß mein Mann nicht ſchreiben kann, ſagte eines Profeſſors Frau, als ſie ſah, daß über mein Schreiben ſo großer Lerm entſtand. — Freilich iſt dieſes auch eine ſehr zuverläßige Gattung von Sicherheit.

Ich habe aber in Fuld noch mehr gethan, als Kranke beſorgt, und philoſophiſchen Arzt geſchrieben. Ich bin auch Profeſſor geweſen, habe Kalender geſchrieben, bin aber auch bald wieder von beyden abgekommen. Es wird gleich erzählet ſeyn, wie dieſes alles geſchehen iſt.

Ich fieng in den ſiebenziger Jahren an, ſechs Jahre lang die Materie zu den Kalendern zu liefern. Jeder fuldiſche Unterthan war gezwungen einen Kalender zu nehmen, der ihm ſehr wohlfeil gegeben wurde. Ich hatte bey Verkauf und Ertrag keinen Antheil. Aber dieſer

Weg ſchien mir allzubequemlich, dem Landmanne Wahrheiten beyzubringen. Ich muſterte das Aderlaßmännchen, die Wetterprophezeihungen, und andere unnütze Dinge aus, ſchrieb dagegen populäre Abhandlungen aus der Landwirthſchaft, Anweiſungen für die Geſundheit, und bekämpfte beſonders Aberglauben, Hexen, Geſpenſter. Herr Zwirlein hat die meiſten dieſer Aufſätze in der Herausgabe meiner vermiſchten Schriften geſammelt und herausgegeben. Dieſe Arbeit war äuſſerſt auffallend. Im Anfange ſträubten ſich die Bauern und ſchimpfeten überlaut über den dummen Kalendermacher. In einem Dorfe, wo in der Nähe ein Kloſter iſt, trugen die Bauern ihre Kalender, als gottloſes Zeug zuſammen, und verbrannten ſie auf einem Scheiterhaufen. Sie gewöhneten ſich aber nach und nach daran, laſen ſie endlich gerne. Ich gab aber gählings dieſe Arbeit auf, da ich wegen dem philoſophiſchen Arzte ſo gewaltig in der Hitze war. Da hörte ich nun auf einmal auf, Kalendermacher zu ſeyn.

Profeſſor bin ich auch geweſen. Ich war noch kein Jahr in Fuld, als der erſtere Leibarzt

abdankte, und ſich eine geringe Penſion bedung. Hierbey gab es einige Veränderungen, da er verſchiedene Dienſtchen hatte. Mir iſt weiter nichts, als die zweyte Lehrſtelle bey der mediziniſchen Facultät, die damals nur hundert Gulden eintrug, endlich auf 150 verbeſſert wurde, zu Theil geworden. Ich gab mir viele Mühe mit den Lernenden. Ich darf es ohne Eigenliebe ſagen, ich war der fleiſſigſte Lehrer, und die Schüler liebten mich, da ich mit Leib und Seele erkläre, wenn ich was zu ſagen weis. Im Sommer hielt ſich der Fürſt eine halbe Meile von Fuld auf einem Luſtſchloſſe auf, wo er auch einige Winter blieb. Ich ritt alſo fleiſſig in die Stadt, las mein Collegium. Nun fielen da oft Univerſitätsfeſte vor, wo man mit dem Docktors Mantel auf die Wache zieht, entweder in ſolcher Parade in Aula ſizt, etwas albernes anzuhören, oder in die Meſſe geht, z. B. bey Promotionen, Seelämtern für verſtorbene Profeſſoren, bey Renovationen, Wahlen u. d. g. Mir war das Geſchäft eines Lehrers wichtig, aber nicht dieſe Nebenpoſſen. Ich betrachtete dieſe Tage als Ruhetage für mich, wo ich nicht nöthig hatte

nach

nach Fuld zu reiten, oder wo ich weit was beſſeres thun konnte. Aber bey unſeren wichtigen Univerſitätsmännern war die Sache ganz anderſt. Es liefen ja ſelbſt ihre Weiber in die Kirche oder auf die Straſſe, um zu ſehen, wie ſchön der Mann durch den Docktersmantel gezieret war. Es gab unter ihnen Lehrer, die Jahrenweis kein Collegium hielten, aber doch fleiſſig zu ſolchen Univerſitätshannswurſtereyen giengen. Dies waren die Männer nach unſerem Fuſſe. Niemand ſprach ein Wörtchen dagegen. Aber über mich armen Sünder wurde eine Seſſion nach der andern gehalten, beſonders da ich einſtens zu einem ſolchen Akte nicht gekommen war, wo jeder Profeſſor (welches jährlich geſchieht) muß Glaubensbekenntniß ablegen und Juramente ſchwören. Um alſo aller Chikane ein End zu machen, legte ich meine Lehrſtelle nieder, wofür mich hernach mein Fürſt ſchadlos hielt. Man muß hier bemerken, daß die theologiſche und philoſophiſche Facultät von Mönchen beſetzet ſind. Mönchen machen alſo das Haupt-Corpus aus, und dirigiren die Univerſität. Der übrige Reſt von Profeſſoren beſteht ziemlichen Theils aus

Leuten, die ſich alles gefallen laſſen, oder gefallen laſſen müſſen. Oder es waren zum Theile boshafte kleingeiſtige Kerls, die mit caballirten. Von einer ſolchen Univerſitätsverfaſſung wird man freilich anderwärts keine Idee haben: aber es giebt dort wieder andere Gebrechen, die eben ſo abſcheulich ſind. Caballe, Handwerksneid, Pedanterey laſſen nirgendwo einen Lehrer, der ein ehrlicher Mann und natürlicher Menſch iſt, in Ruhe.

Den Zöglingen war mein Verluſt am empfindlichſten. Ich lehre ſehr gerne, aber nur bey Köpfen, wo Fähigkeit und Eifer iſt. Nun hieng es von mir ab, mich mit einem Zöglinge abzugeben, wo und wann ich wollte. Ich wählte mir daher meiſtens in den Jahren, wo ich nicht mehr zur löblichen Heerde der öffentlichen Profeſſoren gehörte, einen oder zween aus, gab ihnen zuweilen aus Mitleid und ohnentgeltlich Collegien, half ihnen ſonſt, ſo viel es in meinen Kräften war. Ich glaubte für das gemeine Beſte nichts nützlicheres leiſten zu können, als wenn ich zu Bildung junger Aerzte mein Möglichſtes thäte.

Man

Man ſieht aus allem, daß es gewiſſe Menſchen gab, die ihre ganze Thatkraft dazu anwendeten, mich ihre boshaften Tücke fühlen zu laſſen. Ich war aber auch, wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll, bey manchen ſelber Schuld daran. Ueberall griff ich Aberglauben, Unſinn, Vorurtheile, Ungerechtigkeit, Thorheiten mit der mir angebornen Freimütigkeit an. Ein vornehmer Narr war in meinem Sinne, etwa den glänzenden Rock ausgenommen, nicht mehr nicht weniger als gerade jeder anderer Narr. Nie konnte ich kriechend, nie zudringlich ſeyn, nie die mir ſo koſtbare Zeit albernem Courmachen aufopfern. Ich gieng zwar nie darauf aus, einem Menſchen Verdruß oder irgend was Unangenehmes zu erweiſen; ſo bald ich aber einen Dritten durch Unbilligkeit unterdrücket ſah, ſo war es mir unmöglich, nicht laut zu ſagen, daß es Unbilligkeit wäre. Uebrigens bekümmerte ich mich um nichts, betrug mich immer als ein Menſch, an dem weiter nichts mehr zu verderben wäre, oder bey welchem bereits alles geſchehen und überſtanden war, was man hatte ausüben können.

Indeſſen war doch der groſſe Haufen des Publikums von mir überzeugt, daß ich Billigkeit und Rechtſchaffenheit vertheidigte: und der groſſe Haufen ließ mir endlich Liebe, Freundſchaft und Achtung widerfahren, vielleicht mehr, als ich verdienet hatte. Und ich denke doch immer, das Publikum hat eine gute Naſe, läßt ſich nicht lange täuſchen, merkt bald, ob man Gutes oder Böſes thut; es lobt oder tadelt ſo wie es bey uns ſchöne oder ſchlechte Handlungen wahrgenommen hat. Was konnte für mich ſchmeichelhafter ſeyn, als da Damen, und Arme bey Bekanntwerdung meines Entſchluſſes zur Abreiſe Thränen vergoſſen, da der groſſe Theil des Publikums in gewiſſer Bewegung war, da ich von Nachbarn und Landsleuten Briefe über Briefe bekam, da Groſſe und Kleine ihren Unwillen oder Antheil zu erkennen gaben. Wären Sie jezt geſtorben, ſchrieb mir noch einer meiner Freunden nach, ſo spräche nun jedermann Gutes von Ihnen: da Sie aber nur das Vaterland verlaſſen haben, ſo giebt es freilich auch manche, die darüber ſchimpfen und lermen.

Ich hoffe und wünſche nicht, daß unter meinen Leſern auch Aerzte ſeyn werden. Was ſoll ſie das helfen, wenn ſie da wiſſen, wo ich geboren bin, wo ich gelebt habe, was ich ſonſt in meinem Leben für Schickſale gehabt habe. Alles dieſes kann ihnen ganz gleichgültig ſeyn, und die ganze Biographie wird für ſie nicht ſo viel enthalten, daß es für ein einziges Recept hinreichen möchte. Es iſt alſo platterdings keine Schrift für Aerzte: und ſollte es ungefehr einer bis hierher geleſen haben, ſo bitte ich ihn höflichſt, das Ding nun weg zu werfen. Es iſt mir nun juſt, als wenn ich ſelber kein Arzt mehr wäre, und Gott weis, was mir in dieſer Metamorphoſe unter die Feder läuft.

Die Arzneykunſt iſt ein Ding, worüber ſich manches ſagen läßt. Der Staatsmann, der Feldherr, der Arzt, müſſen ähnliche Verſtandskräfte haben, ſagt wie mich deucht irgendwo Herr Leibarzt Zimmermann: und wer in ſeinem dreyßigſten Jahre kein Staatsmann, kein Feldherr, kein Arzt iſt, der wird in ſeinem Leben keiner. Die Arzneykunſt beruht viel auf Din-

gen, die bloß nur wahrſcheinlich oder muthmaßlich ſind, wozu denn etwas heller Blick und eine gewiſſe Geſchwindigkeit des Geiſtes gehört. Einer erblickt den Sitz oder die Urſache der Krankheit, ihren Gang, Grad, eher als der andere. Einer verfällt geſchwinder auf das vorzüglichere Heilungsmittel. Wie man fragt, ſo antwortet man, iſt ſo viel ich weis, einſtens ein Sprichwort geweſen. Wenn nun einer ſchon voraus dem Kranken und ſeinem Uebel in die Seele blickt, ihm ſogleich die entſcheidendeſten Fragen ſezt, ſo erhält er auch deutlichere Antwort als der andere, juſt als wenn man es einem Mädchen ſogleich an der Stirne anſieht, auf welche Art es am liebſten in unſere Harmonie möchte geſtimmet ſeyn: iſt ja alsdenn nur halbe Arbeit. Wer merkt hier nicht, daß angeborner Geiſtesblick, zuweilen auch ein bloſſes Ungefehr, oder eine vorzüglich wirkſame oder wegzeigende Natur oft ganz die heilſame Thätigkeit des Arztes ausmachen. Und wie oft findet da auch die blinde Kuhe eine Erbſe.

Alles dieſes macht eigentlich das aus, was man Glück im Kuriren heißt. Freilich wird dieſes Glück hauptſächlich nur nach dem Verhältniſſe der Geneſenden und Sterbenden abgemeſſen. Dem Publikum kann man es wohl nicht zumuthen, zu beurtheilen, ob der Arzt ſich mit Scharfſinn oder Schlendrian durchhilft, ob er die verborgenſten Quellen der Krankheiten einſieht, recht beurtheilt, recht behandelt, oder ob Natur und Ungefehr oft wider das Beſtreben des Arztes die Sache zum Beſten wenden. Gewiß iſt die Arzneykunſt eine Sache, zu der ein mittelmäßiger Kopf platterdings ſchon untüchtig iſt, wenn nicht von Alletagsärzten die Rede iſt. Es iſt mancher ein ſchlechter Arzt, der unter Juriſten oder in manchem anderen Fache eine vorzügliche Stelle würde vertretten können. Man muß traurig werden, wenn man ſich erſt etwas genauer mit der heilſamen Kunſt hat bekannt gemacht, und nun die unendlichen Beſchwerniſſe, Verworrenheiten, auf allen Seiten erblickt: wenn man die widerſprechenden Beobachtungen, widerſprechenden Theorien und Heilarten zuſammennimmt, ſelber nicht zu wählen oder ſich zu entſchließen

weis, und doch ſo einen Schwarm von Menſchen ohne Furcht und Scheue drauf los practiziren ſieht.

Es ſind ſehr mannigfaltige Dinge, welche alle dazu beytragen, die Arzneykunſt zweifelhaft und beſchwerlich zu machen. Es iſt mir leid, daß ich hier einige Gebrechen der lieben Kunſt vor den Augen der Profanen entblöſſet darſtellen muß. Es mag hier immer etwas den von mir oben angeführten Familienfehlern zu gut gehalten werden. Wer kann für angeborne Offenherzigkeit, und für Gerechtigkeitseifer!

Es wäre da wohl die Frage, ob nicht auch außer den verſchiedenen Hinderniſſen noch ein Hauptgebrechen irgendwo zum Grunde läge, welches der Vervollkommnung unſerer Kunſt im Wege wäre. Da käm es nun darauf an, ob die auf Akademien gebräuchliche Methode zu lehren juſt die beſte wäre. Es mag freilich eine ſchwere Sünde ſeyn, an ſo was zu zweifeln, was ſchon ſo lange durch gelehrte Männer und das Herkommen geheiliget iſt. Doch hat

es

es auch schon Männer gegeben, die bereits einige Umarbeitung nöthig glaubten, die aber auch die Sache am unrechten Flecken angepackt haben. Sie sahen, daß die Botanick zur möglichen Vollkommenheit gekommen war, glaubten daher, daß man alles Glück bey Vervollkommnung einer Kunst machen könnte, wenn man sie nur in botanisches Geleis einlenken könnte. Da wurden nun fluchs die Krankheiten unendlich verabtheilet, in Classen und Ordnungen gebracht, und doch sind die vorzüglichen Aerzte bisher eher seltener als häufiger geworden. Ich habe nie viel auf Flickarbeit gehalten, entweder ganz umgerissen, rechtschaffen umgeändert oder gar nicht. Ich denke, wenn man ein Ding lang genug von vornen angefangen und tracktiret hat, ohne dabey zum Zwecke zu kommen, so packt man es ein andermal gerade das hinderst zu vörderst an, um zu versuchen, ob man nicht eher zurechte kömmt. So haben es ungefehr die Sprachlehrer gemacht. Man quälte uns vorhin mit Regeln der Grammatick, und wir konnten nach vielen Lecktionen, nach langem Explizíren und häufigen Uebungen doch nicht sprechen, waren

immer

immer Fremdlinge in der Sprache. Die ewigen Regeln hatten uns unendlich ennuyirt, und waren immer gelernt und wieder vergeſſen worden, oder wir hatten ſie ganz ohne Nutzen angehört. Nun fieng man aber die Sache ganz anderſt an. Man lehrete uns zuerſt überſetzen, oder gar ſprechen: wir lernten Geſpräche, und nachher zeigte und erklärte man uns erſt die Regeln, die uns nun Spielwerk waren, die wir ſo leicht begriffen, und wodurch wir nun gründlich in der Sprache wurden. Ich denke, wenn da einer erſt als Maurer oder Zimmermann, oder auch bloß als Zuſchauer mehrere Gebäude hat aufbauen helfen, ſo wird es halbe Arbeit ſeyn, ihm hernach die Regeln der Baukunſt zu erklären, und ihn zum Baumeiſter zu machen.

Seit dem man angefangen hat, die Arzneykunſt methodiſch zu lehren, oder welches beynahe einerley iſt, ſeit dem man mit der heilſamen Kunſt nicht viel weiter gekommen iſt als man vorher war, gieng das Ding gar ordentlich zu. Man fieng das Ding ab ovo an. Welcher Profeſſor warnte uns nicht aus Leibeskräften, uns nur nicht

im

im Anfange um die Praxis zu bekümmern, sondern erſt gute theoretiſche Grundſätze zu faſſen, wenn wir nicht ganz verderben und Pfuſcher werden wollten? Wirklich wird auch ſchwerlich einer von uns, der halb Fleiß und Fähigkeit hatte, nach ſeinen akademiſchen Jahren nicht ſo leicht für einen Pfuſcher, aber wohl eher entweder für einen Ignoranten oder für einen Neuling in der ausübenden Kunſt paſſirt ſeyn, über den oft ein armſeliger Dorfbarbierer ſich luſtig machte.

Auf Univerſitäten geht alles gar ſtreng. Ein Profeſſor iſt an manchen Oertern ſamt ſeiner ganzen Pedanterey ein greulicher Deſpot. Da wird es einem mediziniſchen Studenten platterdings verſagt, in einem Spital den Krankenbeſuchen beyzuwohnen, wenn er nicht ſeine theoretiſchen Collegien vollkommen durchpaſſiret iſt. Jeder, der die Arzneykunſt ſtudiert hat, wird wiſſen, welche ſpaniſche Dörfer ihm die phyſiologiſchen patologiſchen, und ſelbſt die practiſchen theoretiſchen Lehren waren. Er weis im Anfange nicht wo das Dinge alle hinaus will, was endlich aus allem werden ſoll, was es heiſſen

mag.

mäg. Er begreift und lernt alſo entweder gar nichts, wenn er ſich nicht beſonders anſtrengt, oder er vergißt es bald wieder was er gelernet hat, hat undeutliche Begriffe, und wünſchet ſich etwa erſt nachher, wenn er ſchon einige Zeitlang irgendwo practiziret hat, wieder Gelegenheit nochmal auf Akademien zu ſtudieren. Nun würde er erſt wiſſen wozu es nützen könnte, und wie dieſes oder jenes zu verſtehen ſeye. Bisher war es gemeiniglich der Fall, daß der ausſtudierte Arzt weder die theoretiſchen Lehren gut begriffen hat, noch ſich in practiſchen Fällen zu helfen wußte.

Wir rühmen noch immer die Arzneykunſt der Alten! und geſtehen gerne, daß ſie zu ihrer Zeit in der practiſchen Kunſt bereits ſo weit waren, als wir es wirklich ſind. Nun möchte ich gerne wiſſen, wo und wie Aeskulap ſeine Kunſt ſtudieret hat? Ob Hippokrates und Celſus auch voraus Phyſiologie, Patologie, Terapie, und wie die Sachen alle heiſſen, ſtudieret haben? Soviel ich weis, unterrichteten ſie ſich in den vorhandenen practiſchen Wahrnehmungen; ſie ſammelten, beobach-

beobachteten ſelber, practizirten: und wo dann Kopf und Vorbereitung war, da kam die Theorie nachher. Man ſieht ſo oft, daß Wundärzte, ohne jemals Arzneykunſt ordentlich auf Akademien ſtudiert zu haben, dennoch mit eben ſolchem Fortgange die Arzneykunſt ausüben, und manchmal beſſer, als jene die da auf Univerſitäten unter berühmten Profeſſoren ſtudieret und promoviret haben. Sie wiſſen auch den theoretiſchen Theil der Arzneykunſt, ſo quantum ſatis, faſt eben ſo gut, als ſtudierte Aerzte. Wie kömmt das alles? Ein Wundarzt lernt etwa ſeine Anatomie, wird zugleich zu practiſchen Geſchäften angeführet. Er ſieht, und merkt das am eheſten, was er geſehen hat. Er kömmt in Lazaretten, wird als Handlanger von Aerzten oder anderen erfahrnen Wundärzten gebraucht, lernt Krankheiten und Arzeneymittel kennen, lernt Rutine oder Schlendrian. Nachher aber, wenn er Kopf und Luſt hat, lieſt er mediziniſche Theorien, gute Bücher, faſſet alles ganz gut, und weis wo jedes hingehört, und wird auf dieſe Art ein brauchbarer Praktiker. (Nur das einzige wollte ich mir hier ausbitten, daß ſich nicht alle in der Arzney-

neykunſt practizirende Wundärzte in dieſe Claſſe rechnen mögen. Der gröſte Theil von ihnen pfuſchet deswegen in die Arzneykunſt, weil ſie in Anatomie und wahrer Chirurgie unwiſſend ſind, und weil ſie glauben, daß man den Schaden, den ein ungeſchicktes Recept anrichtet, weniger wahrnehmen werde, als einen falſchen Schnitt, der mit dem Meſſer geſchieht. Dieſe ſind und bleiben Quackſalber.)

Geſezt nun man führe den Studenten, welcher Arzneykunſt ſtudieren wolle, zuerſt in Spitäler, zu Kranken; man laſſe ihn die Krankheiten ſehen, ihren Gang wahrnehmen: man zeige ihm die Arzneymittel die gegeben werden, und nenne ſie ihm. Gewiß wird er hierbey neugieriger und aufmerkſamer ſeyn, als wenn man ihm vor allem ein theoretiſches Collegium lieſt. Wenn nun der Student ſchon hat Krankheiten kennen gelernt, hat Kranke geneſen und ſterben geſehen, ſo erkläre man ihm die theoretiſchen Theile der Kunſt, die Theorie der Krankheit und alles was dazu gehört; gewiß wird er mit mehr Luſt zuhören, er wird leichter das applica finden,

er wird unſere Vorleſungen begreifen; er wird begierig ſeyn die Compoſition oder Beſtandtheile des ihm bereits bekannten Arzeneymittels zu vernehmen; er wird überhaupt geſchwinder und gründlicher die Arzneykunſt lernen. Dieſes wäre ſo eine Meynung, worüber ich auch bereits etwas aus Erfahrung ſagen könnte. Es ließ ſich überhaupt noch manches hierüber anbringen, wenn man nur alles auf einmal vom Herzen ſtoſſen könnte, oder ſtoſſen dörfte, ohne ſogleich ſo manchem die Galle zu rühren.

In der Arzneykunſt iſt kein Kodex, kein einziges Handbuch, auf deſſen Theorie oder Praxis man völlig bauen könne. Man wird Unſinn bey Alten und bey Neuen finden. Und wenn euch einer ſo gewaltig zurufet, leſet die Alten, leſet die Alten! ſo iſt es gemeiniglich noch ein mediziniſcher Neuling ohne Bart, oder ſonſt ſo einer, der ſie ſelber nicht geleſen hat, oder endlich einer, der ſich uns als ganz beſonderer Arzt durch Anpreiſung ſeiner Alten darſtellen will. Ich ſage allenthalben liegt Gutes und Schlimmes, nirgendwo iſt Vollkommenheit. Welche

Verwirrung, welcher Contraſt, wenn man die Heilart verſchiedener Nazionen zuſammennimmt? Der Franzos läßt zur Ader, giebt Clyſtiere, gelinde kühlende Abführungsmittel, Tiſanen, Waſſer, will überall verdünnen. Der Engländer giebt flüchtige Salze, gewürzhafte Sachen, Mineralien, und wenn man da einen lieſt, ſo weiß man ſie beynahe alle. Der Wiener rühmet uns von ſeinen beſonderen oder neuen Mitteln Wirkungen, die hernach wir andere Söhne Aeskulaps nicht nachbeobachten können. Der übrige Deutſche fährt drinn herum, haſchet da und dort, macht es in ſeiner Heilmethode, wie in ſeiner Art ſich zu kleiden; er ahmet nach, und bewundert den Ausländer, tragt unterdeſſen fleiſſig zuſammen, was da oder dort iſt bekannt geworden. So hat faſt jede Provinz, jede Univerſität ihr eigenes oder ihren Schlendrian. Wo ſoll ſich nun ein Dritter ganz unpartheyiſcher Arzt, der nichts als Wahrheit ſucht, hinwenden?

Es iſt eine ſchlimme Sache ſich mit ganzen Nazionen abzuwerfen. Ich erkläre alſo ein für allemal, daß meine Meynungen nur von dem

groſſen

groſſen Haufen gelten. Allenthalben giebt es Ausnahmen. Frankreich hat auch ſchon manchen würdigen Arzt herfürgebracht. Wem gefällt nicht Stolls ſimple Heilungsart zu Wien. England und das übrige Deutſchland haben gewiß ihre Originalköpfe, deren es aber freilich nur wenige ſind. Nur Schade, daß gemeiniglich die jungen Aerzte, und jene welche die wenigſte Praxis haben, am meiſten ſchreiben. Aerzte, die Jahre und Geſchäfte haben, nehmen lieber Guineen oder Thaler ein, als daß ſie Bücher ſchreiben. Daher ſind noch faſt alle Handbücher von jungen Aerzten oder von theoretiſchen Profeſſoren, die ſich am Krankenbette ſelber nicht zu rathen noch zu helfen wiſſen, zuſammen geſchrieben. Ein Arzt von groſſer Praxis nimmt ſich wohl zuweilen die Mühe, einen einzelnen Aufſatz, oder einige Beobachtungen heraus zu geben; oder er läßt ſie durch ſeine Handlanger zuſammentragen. Zu übrigen gröſſeren Arbeiten fehlt ihm Geduld und Zeit. Es iſt dieſes abermal eine von den Urſachen, warum unſere Kunſt ſo wenige Fortſchritte macht. Man rechne noch hierher die vielen anderen Autorgebrechen, die

alle der Vervollkommnung der Arzneykunſt im Wege ſtehen. Ich rechne hierher Hipotheſenkram, wo man ſo gar Beobachtungen erdichtet, oder ſo lang an ihnen formet, bis ſie auf unſere Meynungen paſſen. Einer ſchreibt den andern ab. Man verdirbt alſo die Zeit mit unnützer Lecktür. Da ruffen uns manche mit bedeutender Miene zu, folget der Natur, ſie ſprechen von nichts als vom Gange und der Wegweiſung der Mutter Natur, und wiſſen ſelber nicht, was ſie damit ſagen wollen, wiſſen nicht, welches dann die eigentlichen Gänge ſind, auf welche die Natur uns leiten will. Aerzte in groſſen Städten ſuchen im Anfange durch Fleiß oder andere Wege zur Practick zu gelangen. Aber alsdenn bleiben ſie auch wo ſie ſind, und gehen ſelten weiter in der Kunſt. Jeder Arzt aber, der ſich nicht immer mit allem Fleiſſe verwendet, kömmt nicht vorwärts, fällt eher wieder zurück, und geräth in Routine, welches der gewöhnlichſte Fall in Städten iſt. Wenn ſich der Arzt damit abgiebt, den Geſellſchafter zu machen, ſelbſt ſeinen Ergötzungen nachzugehen, und dabey noch weitläuftige Krankenbeſuche zu machen hat, ſo iſt es um

die

die Vervollkommnung der Kunſt geſchehen. Es liegen auch noch Gebrechen in unſeren eigenen Fähigkeiten. Das Feld der Arzneykunſt iſt zu weitläuftig, uud nicht jede Fähigkeit paſſet für jedes Fach. Mancher Theil iſt meiſtens Gedächtnißarbeit, wozu der Lebhafte und Scharfſinnige nicht Phlegma genug hat, wenn er nicht ein Meiſterſtück der Natur iſt, wie Boerhave, Haller und einige wenige. So iſt die Naturgeſchichte, Botanick, Chemie, Anatomie meiſtens das Feld für einen geduldigen Phlegmatiker. Mancher Anatomiker verſteht die Geographie des Körpers ganz ausbündig, aber auch weiter nichts, und iſt und bleibt immer ein ſtroherner Arzt. Welcher Vortheil für die Kunſt würde es ſeyn, wenn da ein Mann von feinerem Beobachtungsgeiſte, von philoſophiſchem Scharfſinne eben dieſe Uebung, Gelegenheit und Kenntniß in den langweiligen anatomiſchen Beſchäftigungen hätte? Alle dieſe Dinge werden es endlich dahin bringen, und haben es ſchon gebracht, daß vorzüglich gute Aerzte eine ziemliche Seltenheit auf Erden ſind. Ich will juſt nicht ſagen, ob es Glück oder Unglück für die Welt bedeuten

werde, da man ſich doch in den meiſten Gegenden mit ſeichten Aerzten eben in ſolcher Zufriedenheit, als mit den allervortreflichſten zu behelfen weis, oder etwa gar den Vorzüglicheren merklich ſparſamer als den Elenden füttert. Oder es giebt auf einer anderen Seite ſo viele Rouſſeauiſten, die behaupten, daß Emil keiner Aerzte nöthig habe, und dabey immer vergeſſen, daß ſie nichts weniger als Emile ſind.

Es ſind mir Patienten geſtorben, und manche ſind unheilt geblieben. Im Ganzen genommen habe ich aber mediziniſches Glück gehabt. Meine Art, die Arzneykunſt zu üben, war ungefehr folgende. Ohne Noth verſchrieb ich ſelten was. Mit unbedeutenden Dingen gab ich mich nicht gerne ab, oder tractirte ſie nachläſſig. Manchmal iſt dieſes einer meiner Fehler geweſen. Wenn ich merkte, daß der Patient ſich weigerte, oder wenigers Zutrauen hatte, ſo wurde ich unthätig, misműtig. War er aber willig, vernünftiger Ueberzeugung fähig, war es Gefahr, ſo war ich einer der thätigſten die es geben kann. Es fielen mir in den ſchlimmſten Zufällen immer die

die meiſten Reſourcen bey. Wenn ich zur Winterszeit in der Stadt war, ſo war meine Praxis ſehr häufig. Der Bürger, der Bauer, der Jud belagerten mich fleiſſig in meinem Hauſe. Da war keine Zeit zum Schreiben, oft wenig Zeit zum Studieren, beſonders da mir noch der Briefwechſel ſoviel wegnahm. Aber es war Zeit, Gebrauch zu machen von jenen Mitteln, die ich mir bey dem Landaufenthalt im Sommer unter dem Studieren aufgezeichnet hatte. Hatte ich ungefehr da ein Lieblingsmittel, ſo prüfete ich es vielfältig, verſchaffete es den Armen umſonſt, oder bezahlte es ſelber für ſie. Im Ganzen las ich viel, oft mit groſſer Nervenunruhe, wenn es unnützes oder albernes Zeug war, mit Wolluſt, wenn da Scharfſinn und gründlicher Verſtand in Schriften lag; je ſimpler und ungekünſtelter eine Heilart ſeyn konnte, deſto lieber war ſie mir. Ueberhaupt zu reden, war ich aber bey dem Schwarm der deutſchen Schriften ſehr miſstrauiſch. Den Engländern, Schweden, Holländern glaubte ich nicht alles, den Wienern nicht viel, den Franzoſen gar nichts. — Vermutlich hatte ich Unrecht, aber ich war doch glücklich ſamt meinem Irrthume.

Wer da ſeine Sachen mit etwas Philoſophie zuſammenbinden kann, wird ſich wohl aus mancher ſcheinbaren Verworrenheit winden, und den beſten Mittelweg erwählen. Für den trockenen galligen Franzoſen, deſſen Ausdünſtungsgeruch ſchon von ſchärferen Säften zeugt, mögen die verdünnenden wäſſerigen Mittel nicht ungereimt ſeyn. Dort mag Pomme der Arzt für Nervenkrankheiten ſeyn, Aber der franzöſiſche Arzt kömmt übel zurecht, wenn er ſeine Methode als allgemein auſſer ſeiner Sphäre anwenden will. Ein Engländer der Schleim und zähe Säfte hat, mag ſich eher der flüchtigen Salze und gewürzhafter Arzneyen bedienen. In Entzündungskrankheiten giebt einer auflöſende Salze und Getränke, der andere Eſſig und gar Mineralſäuren. Jeder verwirft die Methode des anderen. Ein Arzt der Ueberlegung hat, wird jeder Methode zu ſeiner Zeit den Vorzug geben. Säuren ſind in hitzigen Krankheiten gut, wo Neigung zur Auflöſung, zur Fäulung, wo weiche reizbare Faſern ſind, keine Spannung. Salpeter, auflöſende und erweichende Mittel verdienen im entgegengeſezten Falle den Vorzug. Aderläſſe mögen einſtens im Ganzen genommen nöthiger geweſen

ſeyn

ſeyn als jezt, wo ich ſie in den meiſten Fällen faſt bloß als Ableitungsmittel betrachte, um nämlich einen ableitenden Reiz und Zufluß zu machen. Sie ſind etwa nöthiger auf dem Lande, als in Städten, wo reine Entzündungen ſo ſelten ſind. Sie nützen am meiſten dort wo groſſe Kraft, Spannung, dickes feſtes Blut iſt, aber nicht dort wo Luxus, müſſige Lebensart, Verdruß, Geiſtesanſtrengung ſchon alle Faſern entſpannet, ſie kraus oder weich, und reizbar gemacht haben, wo die Säfte dünn oder in träger Bewegung ſind. Die Heilart mochte anderſt ſeyn, als der Tiſch mit drey oder vier ſimplen Speiſen beſetzet war, als die Dame noch die Haushaltung und Küche beſorgte, der Mann ſich im Feldbaue und Waffen übte; anderſt ehe man die Schiffart in Indien kannte, und uns Thee, Caffee, Toback unentbehrlich machte, anderſt 1784 als 1894.

Noch ein miſlicher Handel waren für mich die mediziniſchen Berathſchlagungen. Sie ſind gar meine Sache nicht, und ich möchte ſo gerne in forma auf ewig dawider proteſtiren. Es iſt nicht Stolz von mir. Vielleicht erkennet kein Arzt mehr ſeine Schwäche als ich. Ich hielt faſt im-

mer jeden anderen gelehrter als mich, und merkte erſt am Ende, daß wir alle beyde nichts wuſten. Aber die Conſultationen mehrerer Aerzte ſind platterdings meine Sache nicht, nur alsdenn nöthig und zur Sicherheit gut, wo es um das Leben von Souveränen gilt. Erſtlich ſind Aerzte die in ihren Meynungen einig ſind, eine Seltenheit. Dann hat jeder ſeine Lieblingsmittel, ſeinen eigenen Gang. Wie ſollen ſie ſich nun bey der Kur eines Kranken vereinigen? Habe ich irgendwo meine Sache vorgeſchlagen, und man widerſpricht mir, ſo mag ich mich nicht zanken, ſchweige ſtill, laß andere machen was ſie wollen. Auch werde ich nie ein auffallendes Mittel in Vorſchlag bringen, weil man etwa bey einem ſchlimmen Ausgange die Schuld auf ſelbiges wälzen möchte. Ich liebe ſehr eine geſchäftige Thätigkeit, und nie iſt man phlegmatiſcher als bey einer Heilart, die durch mediziniſche Verſammlung beſchloſſen wird. Aus allem dieſem ſieht man, daß man mich aus ſolchen Dingen mit Ehre davon laſſen könnte. Ich will nichts ſagen von den mancherley verdrießlichen Vorfällen, die mir ſchon bey ſolchen Gelegenheiten aufgeſtoßen ſind.

Ich war nun ſo ziemlich von meinem Faden abgekommen: habe da Dinge über Arzneykunſt und Aerzte geſagt, die mir gewiß nicht ungerochen bleiben werden. Seye es dann, wenn ich nur noch mit der Haut davon komme. Nun will ich aber auch kein Wort mehr ſagen, als was blos mich betrift, und keinen Menſchen wenn es nicht eine neidige Seele iſt, beleidigen kann.

Schon der große Verfolgungslerm, der bey Erſcheinung des philoſophiſchen Arzts entſtand, brachte mir auf einer andern Seite wichtige Freunde. Aerzte, Philoſophen, und Vornehme intereſſirten ſich für mich. Ich erhielt verlangte und unverlangte Empfehlungen. Ich ward ſogar wider den Nothfall ſicher geſezt, ſo daß ich gar nicht in dem Falle war, mich auf einige Art mishandeln zu laſſen. Solang man mich nicht in Kerker, oder auf den Scheiterhaufen ſezte, war man nicht im Stande, mich auf dieſer Erde unglücklich zu machen. Freilich kann man nicht ſo leicht mutlos werden, wenn man ſolchen Hinterhalt hat. Sie haben eine der Welt nun unentbehrlich gewordene Kunſt gelernet, ſchrieb mir einſtens mein wichtigſter Freund, was haben Sie ſich um die Gunſt einzelner Menſchen zu kümmern.

Außer

Außer dem blühete mir auswärts mehr Glück als ich je erwartet hatte. Ich war aber auch nun in meinem Vaterlande glücklich genug geworden. Ich wurde an Churfürstlichen und Herzoglichen Höfen mit vorzüglichen Bedingnissen in Vorschlag gebracht. Sogar hatte man an einem gewissen Hofe, wo ich mit aller Annehmlichkeit hätte leben können, für mich bey meiner Abreise die vorzügliche Güte, mir schriftliche Versicherung auf ein ganzes Jahr zu geben, im Falle mir das nordische Clima nicht behagen würde. Ich wurde im Jahre 1783 von Freunden ohne mein Vorwissen nach Pavia an Herrn Tissots Stelle vorgeschlagen, und bekam von Wien die schmeichelhaftesten Briefe hierüber. Alle solche Anträge machten mir nur einige Tage Nervenunruhe, und ich wünschte manchmal, keine mehr zu erhalten, um ruhiger zu leben. So entschlossen ich in Krankheiten und Gefahren bin, so gleichgültig und unentschlossen bin ich, sobald es weiter nichts als mich selber betrift. Alsdenn muß man mich wirklich hinstossen, wo ich stehen soll, und die meisten Dinge dieser besten Welt sind mir so ziemlich einerley.

Es geſchah nun am Ende des Jahrs 1783, daß mein philoſophiſcher Arzt das unerwartete Glück hatte, Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Catharina der zweyten in die Hände zu kommen, und Beifall zu erhalten. Sie äußerte Ihre Geſinnung, mich bey ſich zu haben. O das war nun freilich viel zu auffallend, als daß man eine ſolche Gelegenheit mit ſtoiſcher Kaltblütigkeit ſollte verſtreichen laſſen. Aber die einzige Hauptunruhe quälte mich, wie ich den alten Fürſten, der mich ſo väterlich liebte, und dem ich ſo vielen Dank ſchuldig war, verlaſſen könnte. Ich hätte es ſelber nicht vorbringen können. Ich ließ es ihm durch einen Dritten melden. Er war viel zu diskret als daß er mich von einer glänzendern Laufbahne, wozu man nicht alle Tage Gelegenheit hat, abhalten wollte. Er hörte nicht auf, mir Proben ſeiner Güte zu geben, die mein Herz ganz in Rührung brachten. Nicht der Abſchied von Vater, Geſchwiſtern, Angehörigen, aber der Abſchied von dieſem guten Fürſten, und noch deſſen bloſſe Erinnerung hat mich Thränen gekoſtet. Aber welcher Troſt! da die größte Kaiſerinn mir die vorzüglichſten Zeichen ihrer

Gewo-

Gewogenheit gönnet! Und nun, da ich erſt die Höhe, die durchdringende und umfaſſende Kraft des Geiſtes, die Vortreflichkeit des Herzens dieſer würdigſten Monarchinn mehr in der Nähe kennen zu lernen das Glück genieſſe, ſo muß ich wirklich mit Erſtaunen erkennen, welches vorzügliche Glück nach ſo manchen Stürmen doch noch für mich auf dieſer Welt beſtimmet war. Denn auch der bloſſe Beifall dieſer einſichtvollen Menſchenkennerinn iſt ſchon die vorzüglichſte Entſcheidung für mein Verdienſt. Sie können ſich betrügen, ſagte ich einem vernünftigen Manne, da er mir ſo viel von meinen Talenten und Verdienſten ſprach. Ja, ſagte er, aber unſere Monarchinn betrügt ſich nicht; ſie hat weit zu viel Geiſt, Einſicht und Erfahrung dazu, und unſere große Monarchinn hat Sie kommen laſſen, und hat ſehr rühmlich von Ihnen geſprochen. — Was kann da für ein fühlbares Herz entzückender ſeyn! Ich fühle und erkenne mich nun am höchſten Ziele meiner Wünſche, an der höchſten Stufe meines Glückes, und am Ende meiner Geſchichte.

Her-

Herausgegebene Schriften.

An et in quibus Medicus Naturae Miniſter, Natura medicatrix. Diſſert. 4. 1763.

Neuere Nachricht von dem bey Brückenau im Fuldiſchen gelegenen Geſundbrunnen im Jahre 1767.

Der Arzt für Brunnengäſte zu Haus und in dem Bade 1769.

Obſervationes Medicae 1775.

Das Neuſte von den Mineralwäſſern bey Brückenau im Fuldiſchen 1776.

Der philoſophiſche Arzt, 4 Bände, 1776, u. ſ. w.

Einladung zur Kur für das Jahr 1777.

Einladung zur Kur an den Kurort bey Brückenau für das Jahr 1778.

Vermiſchte mediziniſche Schriften, 4 Bände 1779 und 1780.

Neueſte

Neueste Nachricht von den Mineralwässern bey Brückenau mit 1 Kupf. 1780.

Verschiedene kleine medizinische und andere Abhandlungen, wovon Herr Zwirlein einen Band gesammelt und herausgegeben hat 1782.

Biographie des Herrn von Gleichen 1783.